

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

**Das Reich. 1940-1945
1942**

11 (15.3.1942)



DAS REICH

30 PFENNIG

Nr. 11 JAHR 1942

DEUTSCHE WOCHEZEITUNG

BERLIN 15. MÄRZ

STALIN SIEGT IN LONDON

AUS DEM INHALT

REICHSMINISTER DR. GOEBBELS: Die schlechende Krise

RUDOLF FISCHER: Babbitt und die Welt-Herrschaft

GERHART WEISE: Hinter der Sowjet-Front

EMANUEL URBAS: Aus den Tagen des Hochmuts

PAUL BAUMGARTEN: Zwischen Traum und Alltag

HERBERT TICHY: Görendes Indien

ERNST SAMHABER: Neuwahlen in Argentinien

JOACHIM W. FREYBURG: Es hat doch Freude gemacht

MARIA BOY: Das Wort vom Brot

FRANZ KLUGE: Die neue Uta

JEAN PAUL: Jungen Tod

EDUARD SPRANGER: Sind die Klassiker schwer?

ILSE URBACH: Ein Wiedersehen

GUNTHER THAER: Schicksalskräfte in der britisches Kunst

RUTH WESTERMANN: Die Flucht (Erzählung)

James Grigg

W. Vier Kriegsminister kamen und gingen in schreiner Folge, nun ist als Künster Sir James Grigg an der Reihe. Er empfing am Morgen seines Amtsantrittes die Journalisten in einem schick gesetzten Schlafrock und Hemdchen bescheiden, er habe sich noch nicht von der eigenen Überraschung, daß er Kriegsminister geworden sei, erholt können. Ein mittelgroßer, zur Leibesfülle neigender Pflücker mit kürsichtigen dunklen Augen hinter großen Brillengläsern, gehörte er bisher zu denen, die hinter der Kulisse wirkten. Er war Beamter, nicht Parlamentarier. Minister wechseln, das Sehrück bleibt.

Der Knabe James besuchte die Schule in Bournemouth und war, laut Aussage seiner Kameraden, ein läbhalter, schwieriger und handelsichtiger Schüler, der nicht einmal dem Sport das vorgeschriebene Interesse abgewann. Über den Studenten James in Cambridge wird gleich berichtet. 1913 machte er sein Beamtenexamen. 1915 wurde er Soldat, mit Saloniki als fast ständigem Aufenthalt und ohne daß seine Stammrolle große Taten und Auszeichnungen vermelden könnte. 1921 aber wurde ihm ähnlich wie Robert Vansittart im Aufenthalts, die Chance gegeben, sich

als Erster Privatsekretär des Finanzministers unentbehrlich zu machen. Man war sich einig darüber, daß der Sekretär James den Knaben James nicht verneigte, daß er ein stärkerer und unbesiegbarer Untergewohner ist, der lieber nein als ja sagt, aber er überzeugte alle seine Chefs, zu denen auch Churchill zählte. Traten sie sich schon damals nahe, fühlten sie sich geteilt? Grigg kommt auf der Beamtenleiter nach oben.

Von 1939 ab hat er vier Jahre lang das Zoll- und Steueramt regiert, dann ist er durch fünf Jahre in Indien als Regierungsmäßiger der Finanzabteilung an der Seite des Vinzenz-Königs Assistent, nicht ohne daß seine Finanzpolitik auf scharfen Widerspruch des indischen Kongresses stieß. Er rüchtete, so sagt man, auf indischem Boden die erste Munitionsfabrik ein. Wurde man deshalb in London auf seine kriegerischen Fähigkeiten aufmerksam? 1939 wird er nach England zurückberufen und übernimmt das ständige Sekretariat, den obersten Posten im Kriegsministerium. Er sah die Kriegsminister Horn, Belisha, Stanley, Eden und Margesson von ihren Sesseln scheiden und blieb in dem seinen sitzen, bis aus dem Sekretär auf Churchills Wunsch über Nacht der Kriegsminister wurde. In der traditionsgemäßigten Geschichte Englands, die dem Verwaltungsbüro des übergeordneten parlamentarischen Amt versagt, ein unerhörter Vorgang, der der "Times" einen gesenkten Stoßseufzer entlockt hat.

Margesson mußte als Sündenbock gehen, weil er zu konservativ war und die Opposition unter Cripps seinen Kopf gefordert hatte. Aher als Sir James vor der Kasse erscheinen, tat nicht nur er selbst, sondern auch die eng-



AM 19. GRUNDUNGSTAG DER FASCHISTISCHEN MILIZ

Die Standarte eines siegreichen faschistischen Sturmhaubitsen senkt sich vor dem Duce, der sie mit der Goldenen Tapferkeitsmedaille auszeichnet
Aufnahme: Laro / Weltbild

ENGLANDS KURZE DECKE

Während die englischen Zeitungen, dem Gesetz der Trägheit folgend, fortfahren, bolschewistische Siege zu melchen, hat Cripps, der von den Verhältnissen in der Sowjet-Union mehr weiß als das britische Informations-Ministerium, in einer amerikanischen Zeitschrift festgestellt, daß die Sowjet-Regierung durch die Verluste an Menschen und Waffen sehr geschwächt sei, daß sie wegen des mangelhaften Verkehrswesens ihre Truppen nicht so schnell bewegen könne wie die Deutschen, und es daher auch nicht genügt, daß England und Amerika Stalin lediglich mit Material versorge. Gemeinsame Aktionen seien nun notwendig.

Damit hat Cripps das Ergebnis der bolschewistischen Winter-Offensive festgestellt. Stalin hat nichts gewonnen, sondern viele Menschen verloren. Er ist nicht stärker, sondern schwächer gewor-

den. England kann keine Hilfe von den Bolschewisten erwarten, sondern muß ihnen helfen, wenn Stalin sein Ziel, Europa eines Tages von Berlin aus zu regieren, erreichen will. Der Großsegelbewahrer des britischen Empire. In dem manche amerikanischen Zeitungen schon den Nachfolger Churchills sehen, ist bereit, sich dafür stark zu machen, so schwach England selbst sich in diesem Augenblick fühlt.

Denn nach dem Fall von Rangoon ist der englische Feldzug in Burma aussichtslos und damit auch die Hoffnung auf die Hilfe Tschiangkaischeks zunichtegeworden. Mit der Eroberung Javas und der Landung auf Neuguinea haben die Japaner neue Ausgangsstellungen gewonnen. Der Indische Ozean ist frei für die Operationen der japanischen Flotte. In einem breiten Fächer entfaltet sich der japanische Vormarsch von den To-

ren Indiens bis zu den Küsten Australiens. Damit ist das ganze Macht-System des Britischen Reiches aus dem Gleichgewicht geraten. Was bedeutet in dieser Lage der Ruf nach einer großen und schnellen Offensive und nach dem einheitlichen Plan, der endlich von den verschiedenen Kriegsräten in London und Washington ausgearbeitet werden müßte? Die Decke ist liberal zu kurz geworden. Will man Stalin unterstützen, so muß man die Australier ebenso im Stiche lassen wie die Holländer auf Java, und die Flugzeuge, die man dem neuernannten Oberbefehlshaber Alexander nach Burma schickt, können eines Tages in Afrika oder in England selber fehlen, um ganz zu schweigen von den Schiffen.

So ist verständlich, wenn bisher nur der Angriff gegen Churchill vorwärtsgekommen ist und Stalin in den englischen Fabrik-Klubs über Bevin gesiegt hat.

sich doldet, die wie Brandon-Bracken und Grigg trotz ihrer vierjährigen Robustität, seine Oberherrschaft nicht antasten? Schön muß er hören, daß viele lieben den geschlagenen und dennoch glorifizierten General. Wavell auf dem Posten des Verteidigungsministers sehen würden. Neue Besen kehren nicht immer gut. Wird Sir James den Reformator spielen können?

Von dem neuen Kriegsminister erwartet das englische Volk sehr viel, und es will nicht enttäuscht werden: so erhöht es im Unterhaus und im Radio, wir müssen Deutschland bei der Kugel packen und wollen damit nicht erst 1943 oder 44, sondern schon 1942 beginnen. Was tat der neue Kriegsminister zuerst? Er erließ eine Instruktion, in der es heißt,

alle diejenigen, die verantwortungsvolle und autoritative Stellungen in der Armee innehaben, müßten über einen gewissen Grad physischer Eignung und Energie, geistiger Bereitschaft und militärischen Könnens verfügen. Offiziere, die „langsam oder nervös überreizt“ sind oder über kein „jungliches Temperament“ verfügen, sollen ausgemerzt werden. Es werden also Köpfe rollen. Trotz dieser Instruktion aber dürfte Grigg nicht der letzte englische Kriegsminister in diesem Krieg gewesen sein. Vorläufig hat nur seine Frau Vorteil vom neuen Amt: sie war die Privatsekretärin des früheren Kriegsministers Margesson; nun ihr Mann selbst Kriegsminister ist, kann sie die Schreibmaschine vorlassen.

Die schlechende Krise

Von Reichsminister Dr. Goebbels

Man bedarf keiner besonderen Sehergabe mehr, um festzustellen, daß Großbritannien sich augenblicklich in einer, um nicht zu sagen in der entscheidenden Krise seines geschichtlichen Bestandes befindet. Und zwar ist diese Krise sowohl nach innen wie nach außen gerichtet, und es beweist gar nichts gegen ihr Vorhandensein oder die in ihr liegenden Gefahren, daß die Engländer sie zur Zeit noch nicht wahr haben wollen oder daß sie selbst sich in laogegangen Intervallen abwickelt. Wir haben schon öfter betont, daß Weitreichs, wie sie ihre Zeit zum Aufbau benötigen, auch einer entsprechenden Zeit zum Abbau bedürfen. Das geht weder in Wochen noch in Monaten, und man kann, geschichtlich gesehen, das rasende Tempo eines solchen Niederbruchs nur erkennen, wenn man seine verschiedenen Stadien in Zwischenräumen von Jahren oder gar Jahrzehnten miteinander vergleicht. Dass die davon Betroffenen einen solchen Prozeß nicht sohn wollen, ist eher ein Beweis dafür als dagegen, daß er vorhanden ist. Ihre Ahnungslosigkeit lädt nur die etwa noch zur Verfügung stehenden Widerstandskräfte und beschleunigt somit eine Entwicklung, die in ihrer unheimlichen historischen Folgerichtigkeit wahrhaft belästigend wirkt.

Man bedenke: Im September 1939 erklärt England Deutschland den Krieg, weil es verhindern will, daß die deutsche Stadt Danzig in den Verband des Mutterlandes zurückkehrt und Polen dem Reich eine Autobahn durch den Korridor zugesetzt. Heute muß die britische Regierung dem englischen Volke klarmachen, daß Großbritannien in seiner To-dessot-Hilfe nur noch von den USA, und der Sowjetunion erwarten darf, daß es seine Positionen in Ostasien zwangsäugig aufgeben müsse, daß nach dem Kriege ein britisches Empire, wie es vor dem Kriege existierte, nicht wiederkehren werde, daß man allen Grund habe, um den Besitz Indiens zu zittern, ja, daß irgend etwas gleichgültig was geschehen müsse, um dem lärmenden Pessimismus, von dem die britische Öffentlichkeit befallen sei, zu steuern. Vor einigen Tagen schrieb eine Londoner Zeitschrift, die gewissermaßen als ein Barometer der Stimmung in England angesehen werden kann, auf dem Gebiete des Nachrichtenwesens seien jetzt dunkle Tage für Großbritannien angebrochen. Nicht nur, daß es viel zu viel Nachrichten gebe, sondern vor allem, daß die meisten dieser Nachrichten für England auch noch ungünstig seien. Nur mit Philosophie könne man sich noch hält und mit der Hoffnung, daß die schlechten Zeiten auch einmal ein Ende hätten. Ich habe noch keinen Fall gegeben, in dem es nicht zum Schluß doch aufgebört habe zu rügen.

So denkt heute England. Man wird uns zugeben, daß eine solche Haltung gerade diejenige ist, in der man ein Volk allzu leicht geneigt findet, eine Position seiner Weltmachstellung nach der anderen aufzugeben und sich mit Philosophie über die erlittenen Verluste hinwegzutören. Das ist die Resignation, die zum Verzicht am laufenden Band führt und zum Schluß bei der Katastrophe endet.

Wir wiederholen noch einmal, daß man diesen Prozeß nicht mit der Elle messen kann. Aber er vollzieht sich wie alle großen geschichtlichen Niedergangsscheinungen mit einer unheimlichen Konsequenz. Man hört hin und wieder, wie es im Gebüsch des einst so stolzen Gebäudes knistert, wie hier oder da ein Stück abbröckelt oder herunterfällt, wie dann wieder eine verhältnismäßig lange Periode scheinbarer Ruhe eintritt, um dann erneut einer Periode bestürzender Einbrüche Platz zu machen.

Die Widerstandskraft eines Lebewesens — und auch ein Staat ist ja ein solches — dauert um so länger an, je mehr Zeit verbraucht worden ist, es auf den Höhepunkt seiner Widerstandskraft zu führen



Aufnahme: Ritzky

Aber auch der Zusammenbruch nimmt, hat er einmal begonnen, in sich wieder an Tempo zu. Wenn ein Mensch vom Tode gezeichnet ist, etwa dadurch, daß innere Organe so zerstört sind, daß er nur noch durch künstliche Behelfsmittel am Leben erhalten werden kann, dann braucht er deshalb nicht gleich heute oder morgen zu sterben. Das dauert manchmal noch wochen- oder monatelang. In dieser Zeit erlebt der Beobachter an ihm die mannigfältigen Perioden eines ewigen Auf und Ab in seinem Kampf mit dem Tode. Am allerwenigsten aber will der Kranke selbst glauben, daß es für ihn keine Rettung mehr gibt. Er sucht sich mit dem albernsten Ausreden über den Ernst seines Zustandes hinwegzutäuschen und glaubt, durch besonders furchtsames Aufgegeben dem Tode ein Schnippchen schlagen zu können. Vielleicht auch hofft er, wie jene Londoner Zeitschrift, sich mit Philosophie helfen zu müssen, etwa darin, daß auf schlechte Zeiten auch wieder gute folgen werden, und ähnliches. Unterstellt aber setzt die Krankheit unerbittlich ihr nagesendes Zerstörungswerk fort, und eines Tages kommt dann die bittere Stunde, vor der es kein Entrinnen mehr gibt, in der alle eilten Hoffnungen und Selbsttäuschungen ein Ende finden und der Todgeweihte seinem erbarmungslosen Schicksal allein und wehrlos gegenübersteht.

Wir sind nicht leichtfertig mit Prophezeiungen und schmeichelnd uns, an dieser Stelle während des ganzen Krieges noch nie eine solche aufgestellt zu haben, die durch die Entwicklung widerlegt worden wäre. Auf die Gefahr hin, daß die hier ausgesprochene weder in einigen Wochen noch in einigen Monaten ihre Verwirklichung findet, halten wir an der These fest, daß das englische Weltreich sich heute in einem tödlichen Ringen um seinen Bestand befindet, daß die Dämmerung über dem Empire einer schlechtesten Krisen gleicht, die mehr chronischen als akuten Charakters ist, daß diese mehr und mehr zu in immer kürzeren Zwischenräumen auftretenden Ohnmachtsanfälle führen wird, um dann in einer erbitterhaften Erschütterung ihren katastrophalen Ausbruch zu finden.

Man verfolge die Rückzugsetappen des von dem britischen Propagandisten zu einem neuen Napoleon hochgelobten Generals Wavell, um die Unglücksstationen des britischen Empires mißelos nachzuzeichnen. Es ist ein weiter Weg von Bengali nach Kalkutta, und es verschüttet einem fast den Atem, wenn man beobachtet, daß die offizielle öffentliche Meinung in England dem General der ewigen Niederlagen auch noch diesen Weg mit dem Blumen der Resignation bestreut. Wie lange wird es noch dauern, so fragt man sich heute vielfach im neutralen Ausland, bis Mr. Churchill seinem Volke klarmachen muß, daß die Lage in Australien oder in Indien zwar ernst, aber nicht hoffnungslos sei, um dann im Unterhaus zu gestehen, man habe das eine oder das andere oder gar beides verloren, aber man hoffe auf das Jahr 1945, um es den Achsenmächten heimzuzahlen. Handelt so nicht auch der Kranke, der sich von Krise zu Krise durchzumogeln versucht, um dann eines Tages sein Haupt zu neigen und zu sterben?

Man macht in London viel Aufhebens davon, daß durch den letzten Kabinettsumbau — der wievielte war es eigentlich, und mit welchen Verschlußkörbenen hat man nicht jeden bedacht? — frisches Blut in die Regierung gekommen sei. Man werde jetzt offensiv vorgehen und den Feind schlagen, wo man ihn treffe. Vorläufig hat man nur ein reichlich abenteuerliches Fallschirmunternehmen winzigsten Ausmaßes im besetzten Frankreich gewagt, das schon nach zwei Stunden abgebrochen werden mußte, und den Bürgern von Paris seine Sympathie durch Abwerfen von Bomben bekundet, denen über 600 Franzosen ihr Leben opfern mußten, um sich im Tode noch vom zynischen Hohn der ehemaligen Bundesgenossen beschmutzen zu lassen. Für die Kriegsführung selbst ist das erklärlicherweise ohne jeden Belang. Aber der Kranke muß Leben und Initiative vor täuschen, damit man nicht den Glauben an seine Widerstandskraft verliert.

In London hat man Mr. Cripps ins Kabinett gerufen. Er soll, wie man sagt, die Tieführung mit den arbeitenden Massen wiederherstellen. Wir Deutschen kennen ein ähnliches Experiment aus dem Weltkrieg, wo man auch bei uns versucht, die langsam ins Wanken kommende bürgerliche Front durch Heranziehung marxistisch-bolschewistischer Kräfte zu stützen. Die deutsche Nation hat diesen Versuch sehr teuer bezahlen müssen. Damals befanden wir uns in dieser schleichenden Krise, die langsam aber sicher ihren tragischen Höhepunkt zulief, um dann in einer grauenhaften Katastrophe ihren Ausbruch zu finden. Wir beobachten mit einiger Verblüffung, wie Mr. Cripps die revolutionären Elemente in den Slums mobil macht, wie sich die chaotischen Kräfte einer zunehmenden Bolschewisierung hinter seinem Rücken und in seinem Schutz in Reih und Glied aufstellen mit der ausgesprochenen Absicht, eines Tages zu marschieren. Im

Kriege geht eine solche Entwicklung meistens viel schneller vor sich als in normalen Zeiten. Der Haß ist auch in der Politik immer nur ein schlechter Ratgeber; und wenn die britische Plutokratie uns den Bolschewismus an den Hals wünscht, weil sie anders keine Möglichkeit sieht, uns zu treffen, so mag sie zupfen, daß sie nicht selbst von dem Gespenst, das sie über uns heraufrubelschwören versucht, gefressen wird.

Es ist nicht unsere Sache, um das britische Empire besorgt zu sein. Aber wären wir heute Engländer, wir würden keine ruhige Minute mehr haben. Nur mit Bestürzung würden wir die dummen und albernen Entschuldigungen zu Gehör nehmen, mit denen Mr. Churchill die niederschmetternden Verluste des Weltreichs zu bagatellisieren versucht. Wir würden es in dieser bedrohlichen Situation für angebracht halten, nicht zu schweigen, sondern zu rufen, zu schreien, daß das britische Empire in Todeszuckungen liegt und man wenigstens versuchen müsse, zu retten, was überhaupt noch zu retten ist.

Aber wie gesagt, wir fühlen dazu keine Veranlassung, weil es nicht unseres Amtes ist. Wir stellen nur Tatsachen fest. So tragisch ein solcher Prozeß, geschichtlich gesehen, anzusehen mag, er ist notwendig und unvermeidlich. Es wäre ganz zwecklos, ihm entgegenwirken zu wollen. Mr. Churchill bat sich im Namen Englands entschieden, als er trotz günstiger deutscher Angebote dem Reich wegen Danzigs den Krieg erklärte in der Hoffnung, wir würden in uns zusammenbrechen. Er hat sich im Namen Englands entschieden, als er die vom Führer sowohl nach dem Polenfeldzug wie nach der Westoffensive beschworend ausgestreckte Friedenshand zynisch zurückwies. Da hat er das britische Weltreich, das gar nicht in Frage gestellt war und deshalb vollkommen außerhalb des großen Kräftespiels bleiben konnte, in die Wagschale der Entscheidung geworfen, und nun wird er es verlieren. Das Schicksal, von ihm angerufen, nimmt seinen Lauf.

Wir begnügen uns, von dieser Stelle aus die Dinge von erhöhter Warte zu

sehen. Wir beschreiben nicht das, was gestern war oder was morgen kommen wird; wir suchen den Dingen auf den Grund zu gehen und in den erregenden und vielleicht auch schmerzvollen Vorgängen unserer Zeit einen tieferen Sinn zu erkennen. Politik und Kriegsführung sind werdende Geschichte. Auch historische Epochen haben ihren Anfang und ihren Schluß. Steht man mitten in ihrem Ablauf, dann ist es schwer, festzustellen, wo sie beginnen und wo sie enden werden. Das Schicksal geht nicht nur gerade, sondern auch krumme Wege. Aber alle führen sie zum Ziel. Im September 1939 haben wir den Marsch in die dunkle Ungewißheit getreten. Damals wußte noch niemand, wohin die Reise geht. Heute sehen wir bereits Licht am Horizont. Die Krankheit unserer Feinde ist unsere eigene Gesundung. Was sie uns zugedacht haben, daran werden sie selbst zugrundegehen. Große Zeiten liegen hinter uns, größere liegen vor uns.

Nehmen wir unser Herz in beide Hände und schließen wir der lockenden Zukunft mutig entgegen.

Letzte Hose

now Der unmittelbare Nutzen einer Hose darf als allgemein bekannt vorausgesetzt werden; sie wärmt, solange sich keine Löcher in ihr befinden. Ihr ästhetischer Wert liegt darin, daß sie, wenn straff gebügelt, nach einem schlach gewachsenen Inhalt einen Zug zum Seeskrieger und damit Größe verleiht. Wichtiger aber als alles dies ist ihre metaphorische Vielseitigkeit, die der kleine Mann allerdings nur mit Bedacht ausschöpfen wird.

So wird er sich terminologisch nicht der Hose bedienen, wenn er ausdrücken will, daß die Amerikaner von schweren Sorgen erfaßt sind. Hätten sie statt dessen in diesem Kriege die Hosen an, so wären sie nicht genötigt, künftighin „Siegesanzüge“ zu tragen, deren Merkmal im Fehlen der sonst gewohnten zweiten Hose besteht. Aber auch die noch verbliebene Hose, die letzte Hose, die sie schmücken wird, darf keinen Umschlag mehr haben, jene Elastizität die gleich der Melisse in den Gardinen einen strammen Sitz gewährleistet. Mag sein, daß der Umschlag sich auch deshalb erübrigt, weil das Strammeisen der amerikanischen Hosen zur Zeit von anderer Seite wahrgenommen wird.

Die Notwendigkeit, sich der Bekleidung zu entledigen, kann erfahrungsgemäß in sehr verschiedenen Lebenslagen akut werden. Eingedenk aber unseres Vorsatzes, aus einer etwas anrüchigen Sache lediglich den Symbolgehalt zu destillieren, verweilen wir darauf, daß der Schrei aus Männerketten „Hosen runter!“ im Skatspiel eine Art politischer Bedeutung besitzt; der so Angesprochene hat durch Offliegen seiner Karten zu beweisen, daß er nicht geschlagen werden kann bei dem Vorsatz, keinen Stich zu machen.

Kampf mit dem Engel

eb Als vor 25 Jahren im Hyde Park eine von Jakob Epstein geschaffene Plastik „Heiligum der Vögel“ aufgestellt wurde, schrieb ein Kritiker: „Wenn das unsere Kunst, wenn das unsere Zukunft sein soll, weiß ich, wohin sie führt — in die Hölle.“ Für Epstein, der es inzwischen zum Ruhm des größten englischen Bildhauers gebracht hat, ging diese Prophesie nicht in Erfüllung. Im Gegenteil, er zeigt jetzt in der Londoner Leicester Galerie ein neues Werk: „Jakob und der Engel“. Die sieben Meter hohen Alabastergruppen zugrunde liegende Szene kann man im ersten Buch „Moss“ nachlesen, wo geschrieben steht, daß Jakob, als er mit reicher Beute Mesopotamien verließ, einen Kampf mit einem Engel zu bestehen hatte. Jakob reckte sich dabei zwar die Hände aus, blieb aber Sieger. Epsteins Jakob sieht aus, als habe er sich beide Hände ausgerissen, seine Arme hängen schlaff herunter, sein krauses Haar ist wirr, der Kopf misamt der Nase abwärts gebogen. Der Engel, der kraftvoll und germanisch dargestellt ist, macht die Absicht des Werkes noch deutlicher, das Judentum in seinem augenblicklichen Kampf zu zeigen — mit ausgerissenen Händen, aber mit Siegeschreien. Dafür bürgt Epsteins Alabastergruppe.

Dschungelschlacht

hs Frei nach Kipling schimmernde der Dschungel im Sonnenlicht. Die englische Armee, dabei der General Gordon Bennett mit seinen Australiern, stand bereit. Jeder Soldat, jeder Schanzer, führte sich dem Gegner überlegen. Die Tanks bewarben, eine große Panzerschlacht zu schließen, die schweren Kanonen waren geladen, um den Aufmarsch der gegnerischen Artillerie zu zerstören. Mußte der geniale Plan nicht gelingen, die feindliche Front in den Aspekt zu durchstoßen, wo die Japaner um ihre Feldküchen saßen und nicht bedachten, daß die Engländer so kühl und schnell sein könnten?

Welche Überraschung! Gordon Bennett trug seinen Augen nicht die Japaner kommen nicht mit Tanks und schwerer Artillerie, auf Fahrrädern flitzten sie durch den Dschungel, und leicht transportable kleine Mörser waren ihre einzige artilleristische Bedeckung. Auch machten sie keine Mittagspause, sondern obwohl aus ihrem Reisbeutel während des Marsches. Wie hätte also die englische Armee ihren Kriegsplan durchführen können? Da ihrem Führer nichts Besseres einfiel, wurde zum Rückzug geblasen, und Gordon Bennett ruhte nicht, bis er auf einer Dechunke den Heimataten sammelte.

Nach den Angaben dieses Generals muß es so und nicht anders in Malaya zugegangen sein. Denn so lautete sein nachträglicher Kriegsbericht: „Jeder von uns war sehr überrascht, daß die Einfachheit ihrer Methoden, während wir ein kompliziertes System bevorzugen. Die Japaner führten auf Fahrrädern und besaßen nicht einmal schwere Artillerie.“ Ja, so schied er bestimmt, die einzige Artillerie, die sie besaßen, war praktisch die, die sie unseren Streitkräften entnahmen.“

Hauptredakteur Dr. Eugen Müsler, Berlin. — Zur Zeit der nächsten Presse Nr. 1, DAS REICH!, kostet durch eine Postkarte 1 Mark, 25 Pfennig Postgebühren eingeschlossen. Durch den Buch- und Zeitschriftenhandel zugänglich. Bei Agostini's F. Pirsch's Verlag, Berlin. — Copyright 1932 by Deutscher Verlag Berlin Druck- und Verlag: Deutscher Verlag, Berlin SW 30

Babbitt und die Weltherrschaft

Von Rudolf Fischer

Die Krise geht tiefer. Es handelt sich nicht mehr allein darum, ob Churchill noch der rechte Mann sei oder ein anderer besser. Der Einbruch der Japaner, die Schatten über Indien und die Not an Schiffen haben die Zweifel am gesamten britischen Weltsystem hervorgerufen. Diese Sorgen hätten weniger scharfe Konturen, wenn die Neuweltreicher, die Yankees, nicht bei ihrem Debüt so blamabel und gründlich durchgeflogen wären. Sie haben daran zu zweit gegomen, daß der liebe Gott sich künftig nur um sie und ihr strahlendes Wohlergehen kümmern und die übrige Welt in schlechter Beleuchtung auch existieren lassen wird. Hier wird die Sache interessant.

Das ist indes erst der Anfang, was die Entwicklung der Yankees anlangt, denn sie haben noch eine lange Reihe von jenen moralischen Belastungen und Prüfungen auszuhalten, welche die Geschichte in so reicher Zahl schon über die Völker der alten Welt ausgestreut hat. Das beginnen sie jetzt zu ahnen. Und das ist für einen Geist wie den ihren schon eine ganz nette Krise. In dem gleichen Maße, in dem sie unsere Verhältnisse mickrig, müllig und hoffnungslos verwirkt finden, schleien ihnen ihre großzügig, voll kaum zu ahnender Entwicklungsmöglichkeiten und voller Recht auf die Führung der Welt. Ihre Rolle im letzten Krieg, ihre Übermacht als Glühduber einer goldglänzenden Welt waren für sie die Proben aufs Exempel. Da überdies ein mit humanistischen Vorstellungen belastetes Europa aus Zweifel an sich selbst den Vereinigten Staaten teils die Stellung des persischen Großkönigs, teils der Römer gegen das kleine zerstreuene Griechenland ihres Europa, zugeschrieben und die Infantilität der Fliegendahmern für Jugendlichkeit hielten, gab es auf der ganzen Welt nur wenig Leute, die Einwendungen hätten machen können. Und die behielten sie für sich.

Daß Gott Großes mit ihnen vorhatte, war auch dadurch rechtkräftig bewiesen, daß es ein britisches Weltreich gab. Die Welt als Kuchenblech, die platte Normierung der Erde von einem Ende bis zum anderen und wenn möglich ein bisschen darüber hinaus, mußte ein americanisches Ideal sein; und in dem, was Churchill, wenn er locken will, die „englisch sprechende Welt“ nennt, war anerkennenderweise ein Tummelplatz für das vorgearbeitet, was die Yankees von sich selber hielten, wie er angemessen nicht gedacht werden konnte. Die Engländer waren schon das letztemal nicht imstande gewesen, ihr Empire ohne den großen Produktionsapparat der Staaten aus dem Feuer zu reißen. Nach dieser ersten Probe, welche die Union enorm in ihrer eigenen Werteschatzung vorwärts brachte, begann zudem die britische Produktion in den veränderten Weltmaßen absolut wie im Verhältnis zu anderen Mächten standig zu sinken. Es blieb seither ein Bestandteil des weltpolitischen Bewußtseins, daß der Zeitpunkt kommen müsse, an dem die Kräfte des britischen Mutterlandes für ein durch den letzten Krieg so stark ver-

söderes Empire nicht mehr ausreichen würden. Möglicherweise würde man am Beginn dieses Krieges in Washington von dem Gefühl beschlichen werden, daß weder England noch die Vereinigten Staaten schon so weit waren, ebenso sicher ist aber, daß zu der bis an den Wahnsinn streifenden Kriegsbesetzung die Angst der führenden Clique des Hauptbeirats geleistet hat, es könnte England sich friedlich mit Europa ausgleichen und jene Reise von Kriegen unterbrochen werden, in denen von Mal zu Mal mehr und sicherer Großbritannien mit seinem Weltbesitz in die Arme der Vereinigten Staaten sinken müßte, die ihrerseits mit bequemer Hilfeleistung sich beteiligen, aber das Schwert nur für den kurzen Augenblick der Entscheidung rogen.

Keine allgemeine nationale Not, die den Genius befliegt und die Völker zu großen moralischen Leistungen befähigt, keine ernsthafte Gefahr, sondern die Flucht Roosevelts aus dem inneren Debacel, die blonde Rache sucht der Juden, die nackte Gier der Dollarapostole und die kindische Großmammuta der verhöhnten Menge haben das Volk der Union in den Krieg geführt. Das ist ein schlechter Start für eine Weltherrschaft, weil der Krieg jetzt den ganzen Berg von Lasten jeder Art, von der sozialen Enge bis zum Kreuze streckenden Steuerdruck, auf die ahusungslose Herde der Babbits wälzen wird, jenseits vertraulichen Berg, mit dem wie Europäer und schon eine, geruhsame Geschichtsabschluße abgeschlossen. Das muß gelten sein.

Man braucht nur das Kollegium anzusehen, welches das Land in dem Krieg geführt hat, um die Triebkräfte und die Gedestaser in der Hand zu haben. Da ist zunächst dieser Roosevelt, ein Sammler von Eisten, mit seiner Mentalität einer amerikanischen Hinterhaussekte, den die Juden, die sein Gehirn kneten, zu ihrem eigenen Verhängnis für ein ausgezeichnetes Instrument ihrer Rache schaffen. Nach Art und Herkunft dieser Juden, die mit ihren Analysen und Ratschlägen, seit die Politik nicht mehr in erster Linie in den Formen des Geldes vor sich geht, so schauerlich Schiffbruch erlitten haben. An ihrer Spitze der Finanzminister, welcher der Morgenblau der Judenübermutter in Amerika sein wird. Es folgt die Schär der Erzengel des Hochkapitalismus, am ihrer Spitze Hull und Stimson, alte Finanzhale, die vom alten Raubhandwerk weiter träumen. Greise, starr wie der Tod und hart wie Mumien, deren größte weltpolitische Erfahrung der letzte Krieg ist, der ein so großes Geschäft war. Es ist nicht schwer, sich die Vorstellung zu vergegenwärtigen, mit der die vorzülfliche Schär in diesen Handel hineinzutreten. Nach Art und Herkunft dieser Juden, die mit ihren Analysen und Ratschlägen, seit die Politik nicht mehr in erster Linie in den Formen des Geldes vor sich geht, so schauerlich Schiffbruch erlitten haben. An ihrer Spitze der Finanzminister, welcher der Morgenblau der Judenübermutter in Amerika sein wird. Es folgt die Schär der Erzengel des Hochkapitalismus, am ihrer Spitze Hull und Stimson, alte Finanzhale, die vom alten Raubhandwerk weiter träumen. Greise, starr wie der Tod und hart wie Mumien, deren größte weltpolitische Erfahrung der letzte Krieg ist, der ein so großes Geschäft war. Es ist nicht schwer, sich die Vorstellung zu vergegenwärtigen, mit der die vorzülfliche Schär in diesen Handel hineinzutreten.

Die Vereinigten Staaten leiden nicht unter der Sorge, die beinahe alle europäischen Staaten und auch Japan so sehr drückt, daß sie nämlich für ihre Staatsbürger nicht mehr genug Raum und Nahrung haben. Sie sind ein Einwanderungsland, das, gemessen an Europa, noch vielen Millionen eine ausreichende Herberge geben könnte. Wenn es

gleichwohl Millionen Arbeitslose gibt, so liegt das daran, daß die Regierungs- und Verwaltungsmaschine nicht in Ordnung, die Regierung unfähig ist. Die Entwicklungsmöglichkeiten, die sich für echte Regenter in den Vereinigten Staaten bieten, liegen also fast ausschließlich im Innern. Der Griff nach Südamerika zeigt das deutlich. Die Vereinigten Staaten sind in der Handelspolitik die Konkurrenten fast aller südamerikanischen Staaten, die aber ihrerseits darauf angewiesen sind, zu exportieren, wenn sie leben wollen. Washington mußte 10 % dazu zahlen, um überhaupt nach Südamerika exportieren zu können. Wenn Südamerika als Besitz der Vereinigten Staaten rentabel oder auch nur zu halten sein sollte, müßte die übrige Welt auch zugunsten Washingtons beteiligen, indem sie für die Erzeugnisse Südamerikas ihre Märkte öffnet. Ein anderes Beispiel: Man weiß — und die Engländer haben es eingestanden —, daß die Hauptkrise des Empire in dem Mangel am Menschen besteht. Es gab keine britischen Auswanderer mehr. Selbst Arbeitslose konnten man nicht mehr hinauslocken, weil sie nicht mehr die Kraft haben, sich als erste Kolonistengeneration zu opfern, weil sie sich aber auch als Farmer und Unternehmer gegen die großkapitalistischen Wirtschaftsformen nicht zu halten scheinen.

Diese zwei Hinweise genügen, deutlich zu machen, daß dem Ausflug der Vereinigten Staaten in eine Politik der Weltherrschaft keine allgemeine nationale Not, keine Idee, nicht einmal ein Sendungsbewußtsein, sondern die Vorstellung von einem letzten riesenhaften Raubzug des freibesteuerten Kapitals zugrunde liegt, das inzwischen das ganze Gold der Welt unter seinen Klauen gesammelt hat. Die Weltgeschichte besteht aber mehr aus Blut als aus Gold. Es handelt sich nicht darum eine Firma, eine Käselaide zu übernehmen oder jemandem abzujagen und in eine Ketten-gesellschaft einzugliedern. Die Weltgeschichte hat es anders vorgeschrieben.

Während die kapitalistischen Geister vom Kapitol von Washington in die Runde sehen und von einer ungeheure Beute träumen, hat der Minister Seiner britischen Majestät Amery, der letzte echte Konservative im Kabinett, vor den Studenten in Oxford eine melancholische Feststellung gemacht, welche mehr ist als ein Eingeständnis, nämlich die Weisheit. Er hat von den Jugendzügen des freiübernden Kapitals gesprochen, das mit Recht in einer großräumigen und schier unerschöpflichen Welt eine Mission für sich in Anspruch nehmen konnte: die Erschließung der Welt. Auf diese Weise existiert das Empire mehr, als daß es mit weithin ziehenden Absichten gemacht wurde. Das Geschenk einer günstigen Weltlandschaft war die bei Trafalgar errungenen Herrschaft über alle Meere. Die Hände als Ganzes konnte in dieser Zeit und unter diesen Umständen noch absolutistisch von England regiert werden. Aber diese feudale Epoche der Weltordnung geht jetzt zu Ende. Die Kräfte, die sie zerstören, sind genau so wenig einheitlich und mit Absicht zu lenken, wie jene Entwicklung, welche die Bildung des englischen Weltreichs begünstigte. Amery sprach sogar von einer Revolution in der Welt, ein Vorgang der für ihn voll Dimensionen, für uns voll natürlicher Kräfte und elementarer Ausbrüche ist. Wenn aber das Wort Revolution, wie es Amery gebraucht, im Munde eines Tory-Demokraten einen Sinn haben soll, so kann es doch nur bedeuten, daß dieses Elementareignis aus der politischen Natur kommt — und das ist der Demos.

Die Völker sind es, welche die Weltrevolution machen. Die Völker sind es, welche die Weltentwicklung vorwärts treiben und die künftige Erschließung der Welt in die Hand genommen haben. Sie bilden die Kraftkerne für neue Zentren, mit der Weiterbildung ihrer näheren Umwelt beschäftigte Gebiete. Und die künftige Weltordnung wird darin bestehen, zwischen diesen in sich so wohl fundierten Erscheinungen ein Gleichgewicht herzustellen. Es wird nicht mehr ein Volk über alle Meere und ein Volk über alle noch verfügbaren und noch entwicklungsfähigen Räume verfügen, sondern mehrere werden sich nebeneinander einrichten müssen.

Just als die Geister zum größten Raubzug ausfliegen wollten, wandelt sie sich das Zeitalter und der Weltgeist, um die Entwicklung der Menschen besagt, floh zu den Völkern. Die Welt demokratisiert sich gegen die Verteidiger der Demokratie! Das ist das Urteil der Geschichte.



HINTER DER SOWJET-FRONT

Wie sieht es in Moskau aus? / Von Gerhart Weise

Die Auslandskorrespondenten in Moskau gehören wie die Stachanow-Arbeiter zu den „Helden der Sowjet-Unione“. Ihr Posten ist ein Himmelfahrtskommando. Von den Dingen, die in diesem Land vorgenommen, soll nach Möglichkeit nichts in die Außenwelt dringen. Jede Auskunft, jede Fazitung, jedes Umgehungswort der offenkundig universellen Liste verbotener Themen wird mit dem Rotaufzug bestraft. So bleibt von den Reportagen und Untersuchungen der freudigen Journalisten sehr mehr als ein flaches Foulletton übrig, in dessen Verworrenheit mit dem größten Glück die verständliche Liebe offenbart, mit der die Moskauer Zensoren am Leben hängen. Wenn nun versucht werden soll, aus verstreuten Nebensätzen und harmlosen Randmerkungen, aus heimlich wie Chiffren wirkenden Klausulen und dunklen Formulierungen, aus journalistischen Spätztern, die als Zeugen überlassen, einige wirklichkeitsgetreue Skizzen vom sowjetischen Kriegsalltag im letzten Monat zu rekonstruieren, so geschieht es mit Vorbehalt. Man erhält kein Bild von photographischer Vollständigkeit. Vielleicht kommt dabei nicht viel mehr als eine verwunderliche Folge kraus hingekritzelter Impressionen zutage. Immerhin, die Imitation ergibt einige Perspektiven, etwas Atmosphäre, ein paar neue Aufschlüsse und auch dieses oder jenes Symptom.

Frauen, Schützengräben, Barricaden

Moskau liegt noch immer dicht hinter der Front, und die Reflexe der Kämpfe, Lärm, Feuer, Gerüche von Leder und Waffen, die gedämpfte Erregung im stumpfen Klang aneinanderschlagenden Metalls, vorwahrende Kommandos und tags und nachts und wieder tags das Schmaufen und Hufbeschlagen vorbeiehender Pferdekolonnen, dies alles erzeugt eine Flackernde, etwas abenteuerliche Stimmung. In den Vorstädten schaufeln Frauen allen Alters, in grobe Kopftücher gewickelt, immer neue Schützengräben aus. Viele haben brüderliches Schuhwerk und müssen trotz der Kälte mit bloßen Händen arbeiten. Sie schleppen Holzstämme und Steine und stapeln sie zu Barricaden. Einige Frauen sind Sträflinge, der andere Teil arbeitet freiwillig. In der Nähe der schwelgenden, scharrenden Kolonnen stehen Posten mit umgehängten Kaschinsen gegen den fahlen Himmel. Bisweilen sieht man eine Rotarmisten- oder GPU-Uniform. Die meisten Posten sind in Zivil. Sie haben die Hände in den Taschen vergraben und trotzen elan auf und ab. Die Gewehre pendeln über ihren Schultern. In der Innenstadt schippen Frauen in Stiefeln den Schnee von den Fahrbahnen, damit die Truppen und ab und zu ein paar Tanks ohne Aufenthaltszeit passieren können. Nur sehr selten rollt ein Auto vorbei. Meist kommt es von der Front, ein schwereverklebtes Karriewagen mit übergespanntem Schutzblech oder durchschossene Windfächterscheibe. Oder es ist die grüne schwarze Limousine des Gouverneurs der Moskauer Region, Serge Taranow. Obwohl Stalin noch immer im Kreml sein will, ist Moskau nicht mehr die Hauptstadt des Landes. Es ist Etappenzentrale und Hauptquartier des mittleren Frontsektors.

Auf den Plätzen und in stillen Straßen exercieren in kleinen Trupps die Proletarierwehr. Sie robben im Schnee und ziehen, soweit sie Waffen haben, auf Scheiben, die an Brandmauern hängen. Die Zivilisten, die gerade nicht exercieren, die Arbeiter und Funktionäre hasten nervös durch die Straßen. Sie sind fanatisiert oder verängstigt oder beides, und die meisten haben stumpf müde Gesichter. Alle laufen wie geheizt. Verspätung gilt als Sabotage. Die freudigen Berichterstatter erwähnen ohne Ausnahme, wie selten man in Moskau jemanden lachen hört. Es ist ein Ereignis, es ist betnahe eine Sondermeldung wert: heute nachmittag 17.20 Uhr blieben in der Kalyanewka mehrere Menschen in einer Gruppe stehen und brachen nach vierminütigem Gespräch in Gelächter aus. So ungefähr. Wahrscheinlich sind es dann auch noch englische Flieger, polnische Freidelegionäre oder Intellektuelle, die bequeme Aufgaben haben.

Owwohl im Oktober Zehntausende von Spezialisten, von Frauen, Kindern und Regierungsbeamten evakuiert worden sind, ist Moskau menschenüberfüllt. Auch wer Zeit hat, tut auf der Straße geschäftig, um nicht aufrallen und vom Fleck weg zu irgendwelchen Arbeiten und Diensten kommandiert zu werden. Wer von der Überorganisation erfasst wird, verwandelt sich in eine Art Maschinenteil, einen Roboter, ein Werkzeug des Kollektivs. Aber die Organisation bleibt zufällig. Die Gehwege an den großen Fremdenhotels werden bis tief in die Nacht von hunderten frierender Bettler und Bettlerinnen blockiert. Bei Einbruch der Dämmerung kommen die Frauen zurück, die in den Vorstädten geschaut haben. Sie marschieren lautlos in Vierer-Reihen durch die Dunkelheit — in ein Gefängnis oder auf einen Platz, wo der Zug sich auflösen wird, oder in einen Club. Die Kaffeehäuser und Restaurants in Moskau sind geschlossen. Dafür finden in den Klubs zu allen Tageszeiten politische und militärische Instruktionssitzungen statt. Und an den Kinos warten dicke Käferschlangen auf das Eintreten der Abendvorstellungen, auf die Nachrichten von der Front.

Lenins Weg nach Osten

In den englischen und amerikanischen Beiträgen werden niemals die Nahrungsmittelversorgung Moskaus, die seit Jahr auf läufige Rolle der GPU im Stadtbild und was militärisch erklärlie ist, die durch deutsche Luftangriffe angerichteten Bombenschäden erwähnt. Früher pflegten alle neu nach Moskau kommenden Zeitungslieute ihre Berichte mit der Johnsonschen Ansicht der Stadt, dem Roten Platz, dem bizarren Wald der Kremltürme und -Dächer und dem Mausoleum Lenins zu drapieren. Auf diese Baedeker-Reise wird kategorisch verzichtet. Dergleichen be-

schrifft keiner der Journalisten mehr das Bild, das die Moskauer Bahnhöfe bieten. Der Kremlstädte, der Rote Platz, die Bahnhöfe und dazu dieser und jener Straßenstrakt sind mit Ruinen und Bombenkratern durchsetzt, und die Mamie Lenins ist entweder in ein unterirdisches Gewölbe oder, höchstwahrscheinlich, in eine östliche Stadt transportiert worden. Die schweren Bombenschäden befinden sich in den industriellen Randbezirken der Stadt, im Gürtel der Flugzeug-, Munitions- und Tankfabriken und der Speicherzeile mit ihrem weiten Gewirr von Abstell- und Verschiebelagern. Diese Bezirke sind seit jeher für Ausländer gesperrt. Nach amerikanischen Meldungen sind selbst den Mitgliedern der angloamerikanischen Militärkommissionen Unterhaltungen mit nicht-offiziellen Personen der Armeen und Wirtschaft, mit Ingenieuren und Arbeitern verboten worden.

Ballett und Maschinengewehr

Die GPU in Moskau wurde erheblich verstärkt. Zum Teil hat man neue uniformierte Kontingente herangezogen. Sie leiten die Guerrilla-Ausbildung und die Befestigungsarbeiten. Zum Teil aber hat man auch die Masse der zuverlässigen Gelegenheitsarbeiter bewaffnet und mit gewissen Vollmachten versehen. Der englische Reporter Negley Farson schreibt in einem Bericht über eine Ballett-Vorstellung: „Es wird mit aller Vollkommenheit, Grazie, Sehnsucht und Erotik getanzt wie je in den Tagen der Romanows.“ In der Pause premieren wir im Foyer und holen uns eine Tasse Tee (wenn es noch eines gibt), und ich sehe uniformierte Mädchen. Es sind Funktionärinnen des Staatsdienstes. Ich beobachte eine Blondine. Ihre wundervollen Lippen sind mit schwerem Rot bemalt — und sie trägt eine Maschinengewehr vom Muster 38 an ihrer Hüfte.“

Der emigrierte Kommunist Wolf zitiert in einem Aufsatz eine Verordnung, in der das NKWD, das Ausnahmestand über Moskau verhängte und Personen ohne besondere Ausweis das Betreten der Straßen zwischen Mitternacht und 5 Uhr morgens untersagte. Alle, die sich diesem Befehl widersetzen, werden sofort verhaftet und den Kriegsgerichten überantwortet. Alle Provokatoren, Spione und andere Agenten des Feindes, die diesen Befehl verletzen, werden auf der Stelle erschossen.“ Demnach hat die GPU jetzt völlig freie Hand und wahrt nicht einmal mehr wie früher den dünnen juristischen Schein.

Kein Wort über das Essen

Das Thema der Ernährung ist alle englischen Korrespondenten mit der uniformen Bemerkung, es in Moskau gäbe es keine Lebensmittelversorgung. Die gab es nie, und Moskau ist seit 25 Jahren nach internationaler Erfahrung die Stadt mit dem knappsten und schlechtesten Essen. Das heißt also wenig. Die ausländischen Reporter sind unablässig auf der Suche nach Bildern, die sie mit einem Lob des Sowjetlebens verbinden und infolgedessen ungehindert über die Grenzen berichten können. Sie schreiben über den verblissenen Feierabend, über die Unermüdblichkeit der Frauen in den Fabriken und öffentlichen Diensten, in den Befreiungsmitteln und Schanzgräben, aber sie sagen nichts vom Essen und Trinken. Die winterlichen Transport Schwierigkeiten und die exponierte Lage der ein-



General Basilio zeichnet den Polizeipräfektur von Bengasi aus, der während der englischen Besatzungszeit in Bengasi zurückgeblieben war

Aufnahme: Lure / Scherl

stigen Hauptstadt, die nun der letzte zentrale Bahn- und Straßenknotenpunkt unmittelbar hinter der Front ist, haben zu einer Versorgungskrise für die Zivilbevölkerung geführt. Die in der Moskauer Region vorhandenen Nahrungsmittel stehen ausschließlich der bolschewistischen Armee und der GPU zur Verfügung. Das ist niemals anders gewesen.

Das Bild des heutigen Moskau wäre unvollständig ohne eine Schilderung der Intellektuellen, die auch in den Krisen des Krieges ihre geheime Herrschaft über die Sowjetunion ausüben. Sie sind die Erzbischöfe des Bolschewismus, sein dogmatisches Gewissen, die geistige GPU. Sie zwingen die todmüden Arbeiter nachts in politische Institutskundgebungen. Sie entwerfen die Pläne der Heizparolen, mit denen Zeitungen, Flugblätter, Radiosender, Filme und Politikommissare in den Verzweiflungssturm gegen die „Faschistischen Untermenschen“ treiben. Sie entwerfen täglich aufs neue die alte Phantasmagorie, daß das Leben in der Sowjetunion schöner und glücklicher sei als irgendwo sonst auf der Erde. Im „Kulturpark“ haben sie die Teile eines Bombers als Rednertribüne aufgestellt, von der aus abwechselnd Politrucks und führende Agitatoren vor den Massen „die Nazibarbare und den Sowjetbarbare“ mit den krassem Effekten der kommunistischen Din-Propaganda skizzieren. Das ganze wirkt wie eine Freilichtmasquerade des expressionistischen Regisseurs Tarroff.

„Wandernde Sterne“

Die Theaterereignisse der Saison, die keinen Freunden erwartet bleiben, sind das Schauspiel „Professor Mamlock“, ein Emigrantendrama mit blutiger antifaschistischer Tendenz, und das Schauspiel „Wandernde Sterne“ im Jüdischen Theater. Weiterhin werden die ausländischen Berichterstatter mit Nachdruck auf die bemerkenswerte kulturelle Errungenschaft hingewiesen, daß zahlreiche Frauen in Moskau — wenn auch nicht die Arbeiterinnen — geschminkt sind und lackierte Fliegenägel zur Schau tragen. Den „Damen“, die trotz des gesiegerten Kollektivtempo Zeit und Geld dafür haben, siehe in der Innstadt ein besonderer Mikrosalon offen, eine Gründung von Frau Molotow. Während an vier Abenden in der Woche rund 300 Funktionäre und Freunde zusammengequatscht mit ihren Freundinnen und Sekretärinnen um die Wasserfontänen des Metropole-Hotels tanzen, spricht in Massenversammlungen La Pasionaria (Dolores Ibarruri), die berüchtigte Agitatorin der Roten im spanischen Bürgerkrieg. Nach einem Bericht des Amerikaners Hemingway befreite sie damals ihren Sohn vom Frontdienst und schickte ihn nach Moskau, während sie gleichzeitig Zehntausende von Männern auf die Schlachtfelder trieb. Diesmal tut sie ungefragt wieder dasselbe. In den graphischen Ateliers aber werden bei Tag und Nacht in langen Serien die sellasianen Riesenplakate gemalt und fotostontiert, die das bolschewistische Straßenbild kennzeichnen. Die Superporträts von Stalin, von besonders mutigen Genossen in der Front und von „faschistischen Untaten“.

Schlamm im Kubyschew

Der Präsident der UdSSR, Kalinin, der Ministerpräsident und Außenminister Molotow, sein Stellvertreter, der Propagandachef Losowski, und die Kosinina haben sich nach Kubyschew an der Wolga zurückgezogen. Es ist eine Stadt mit knapp 300 000 Einwohnern, die zur vier Pünktlin aus verlassenen Holzhäusern und zu einem Fünftel aus kubischen Betonpalästen besteht. Und die von Straßen durchzogen ist, die im Herbst und Frühjahr überhaupt nicht, im Sommer und Winter nur mühsam zu passieren sind. Einer der Berichterstatter schreibt, man könne in dem Schlamm bis an die Hälften versinken.

Von Moskau nach Kubyschew ist es nicht viel weiter als von Hamburg nach Wien. Die Eisenbahnreise dauert jetzt jedoch regelmäßig fünf bis sieben Tage. Wer sich keinen Proviant mindestens, muß bunters. Unterwegs ist nirgends etwas zu bekommen. An den Durchgangstationen liegen dicke Scharen von halb erfrorenen und unterernährten Flüchtlingen, die um Brot betteln. Unter Kubyschew läuft der Weg der aus Moskau evakuierten Zivilisten. Mehrere Züge müssen unterwegs von Militär beschlagnahmt werden sein. Ihre Insassen blieben im größten Blend liegen, und niemand kümmert sich um sie. Viele sterben. Das ist nichts Neues, und niemand schmit sich darüber aufzuregen. Die Berichte verraten, daß auch die militärischen Transporte nicht schneller laufen als die zivilen.

Die Teilung der Regierung zwischen Moskau und Kubyschew lädt auch zu langwierigen Verzögerungen politischer Entscheidungen. Die Times-Korrespondentin Freya Stark berichtet im Februar aus Teheran, daß der Abschluß des englisch-sowjetischen Paktes zur Besetzung Irans mehr als sechs Wochen verschleppt wurde, weil Stalin sich die Prüfung des Vertrages selbst vorbehalten hatte und weil die Verkehrszwischenstationen zwischen Kubyschew und Moskau keine schnellere Erledigung erlaubt hätten. „In Russland lernt man sich über nichts mehr zu wundern“, begann ironisch ein englischer Journalist seinen Bericht über die Fahrt nach Kubyschew.

Beim Stab der Kosinina

Eine alte Villa, ein solides Gebäude aus der Zarenzeit, beherbergt den Stab der Kosinina. Dort hausen Dimitrow und Molotow und eine Schar von abenteuernden Spaniern, Polen, Skandinavern, Franzosen, Mexikanern, Engländern, Zigeunern und Negroen, die weiter an ihren Plänen für die Weltrevolution und am Aufbau ihrer Agentennetze arbeiten. Ein Haus weiter schlafen die ausländischen Journalisten — auf dem Fußboden. Die Betten sind alle be-



Im Einsatz vor der nordamerikanischen Küste und in der tropischen Hitze des Südostens liegen unsere U-Boote auf der Louw. Schiff auf Schiff. Tanker auf Tanker versinkt in den Fluten. Eine unglaubliche Leistung wurde vollbracht, wenn der Heeresbericht knapp mitteilt: „Unsere U-Boote versenken...“

PK-Aufnahmen: Kriegsberichter Ester und Hartig (All)

sezt, entweder von Funktionären oder von „im Daily Herald“, ob den Sowjets die erforderliche physische Kraft erhalten bleibt, denn ein sehr hoher Prozentsatz der Arbeiter sind Frauen und Mädchen“.

Doch wirkt sie in der Nacht sowieso nicht übermäßig hell. Als modernste zivilisatorische Errungenschaft betrachtete Sir Walter Ctrine, der Abgesandte der englischen Gewerkschaften, einen Manikù-Salon auf der Hauptstraße.

In den Rüstungsfabriken der Sowjetunion sind jetzt durchschnittlich 60–75 Proz. der Arbeitsplätze mit Mädchen und Frauen und sogar mit Kindern zwischen 12–14 Jahren besetzt. Diese müssen täglich 11 Stunden arbeiten. „Es ist zweifelhaft“, schrieb Ctrine

sezt, entweder von Funktionären oder von „im Daily Herald“, ob den Sowjets die erforderliche physische Kraft erhalten bleibt, denn ein sehr hoher Prozentsatz der Arbeiter sind Frauen und Mädchen“. Später fuhr der englische Gewerkschaftsführer nach Gorki. Dieses Rüstungszentrum war verdunkelt. Die Truppen, die er auf der Reise beobachtete, waren aus Männern und Frauen gemischt. Die Frauen trugen die gleichen Uniformen und Waffen wie die Männer. Es handelte sich nicht um Proletarierwehren, sondern um reguläre Brigaden der Roten Armee. Die nach Gorki fahrenden Straßen sind auf beiden Seiten alle 50–100 Meter mit bewaffneten Posten besetzt. Sie tragen ihre Karabiner über Zivilanzügen und sehen verwahrt aus.

Japanische Flieger greifen an

Ein Gefecht vor Neuguinea

VON UNSEREM KORRESPONDENTEN WILHELM SCHULZE

Tokio, Mitte März

Über den Kampf japanischer Flugzeuge gegen ein feindliches einen Flugzeugträger begleitetes Geschwader nördlich Neuguineas gibt ein Vertreter von „Nitschi-Nitschi“, der den Angriff mitlief, seinem Bericht den folgenden Bericht:

Von allen ähnlichen Gefechten war die Neuguinea-Aktion wohl die schwerste. Auf der Seite des Feindes stand ein Flugzeugträger mit vielen Flugzeugen, Kreuzer, Zerstörer, die alle auf den Angriff eingestellt waren, während auf unserer Seite sich nur Flugzeuge befanden, die plötzlich alarmiert wurden. Aber wir zerstörten den Flugzeugträger, beschädigten die Kriegsschiffe und zwangen den Feind zur Flucht, ohne daß er sein Angriffsziel erreicht hatte. Daß neun unserer Flugzeuge dabei Jibaku (Selbststörung) begingen, beweist wohl am klarsten, daß sie im Kampf verloren gingen.

„Wie stark der Feind ist, weiß ich noch nicht genau“, sagte der Kommandant bei der letzten Parole, „aber wenn er schwach ist, wollen wir ihn nicht verschonen, wenn er stark ist, wollen wir nicht ausweichen.“ Mit diesen Worten waren wir entlassen und starften wenige Minuten später.

Wir mußten eine schwere, schwarze Regenwand umfliegen. Die Sicht war behindert. Ich hatte zwar schon viele Angriffe mitgeflogen, aber dies war der erste Angriff gegen ein Seesiezel. Das regte mich etwas auf, aber der Kampf gegen Wind, Wetter und Wolken ließ mich die Aufregung bald vergessen. Als wir nach mehreren Flugtunden die ersten Feindflieger vor uns entdeckten, war es nicht anders als bei sonstigen Luftaktionen, nur daß die feindlichen Flieger diesem mal vielleicht härter waren als früher. Sie flogen rechts, links, über und unter uns, 10, 20, 30 Stück, was weiß ich wieviel.

Ich hatte zum Zählen keine Zeit, denn die feindlichen Flieger griffen sofort an, und die Kugeln schlugen kaum eine Minute nach ihrer Sichtung bereits in unsere Tragdecken ein. Wir antworteten und wehrten sie in Luftkämpfen ab, dann ein zweites und drittes. Auch eines unserer Flugzeuge erhielt einen Schuß in den Gasolintank und hinterließ plötzlich eine weiße Rauchspur, es folgte uns aber weiter. Wir mußten den Luftkampf abbrechen, denn unser Ziel war ja nicht die Vernichtung der feindlichen Flieger, sondern der Angriff auf ein Geschwader, das wir noch nicht gesichtet hatten. Ohne Rücksicht

auf die feindlichen Jäger nahmen wir unsere alte Richtung wieder auf und wurden bald belohnt, denn durch die Wolken erblickten wir unter uns wenige Minuten später ein großes Geschwader.

Wir entdeckten unter Kreuzern und Zerstörern unser Hospiziel, den Flugzeugträger, vergaßen sofort alle anderen Kriegsschiffe und hielten nur auf ihn zu. Die Schiffe setzten uns schlagen, als sie uns bemerkten, einen Zickzackkurs ein und eröffneten ein wildes Flakfeuer. Wie auf dem Exerzierplatz aber umkreisten wir die Schiffsguppe, um die beste Angriffsposition einzunehmen. Gerade als ich zum Angriff ansetzen wollte, sah ich auf dem Flugzeugträger Schüsse aufblitzen und in kurzer Entfernung vor mir eine Sprengwaffe entstehen. Ein Sprengstück durchbohrte den linken Gasolintank und rief ein Feuer hervor, das meine Begleiter aber schnell löschen konnten. Dann wurde der Gasolintank getroffen, was wiederum einen Brand zur Folge hatte. Als ich zurückkam, sah ich, wie einer mit seiner Uniformjacke durch das Feuer glücklich läschen konnte.

Nur aber waren wir trotz des Abwehrfeuers in der richtigen Position, um unsere Bomben loslassen zu können. Ich ließ dem Flugzeug unseres Kommandanten und konnte klar beobachten, wie seine und meine Bombe den Flugzeugträger trafen. Sprungwaffen stiegen von seinem Deck auf, gefolgt von dicken, schwarzen Rauch. Wir mochten die Gasolintanks getroffen haben und neglich wünschten uns zu unserem Glück während wir zu einem zweiten Angriff ansetzten.

Dann sah ich plötzlich, wie das Flugzeug unseres Kommandanten Feuer fing und in Flammen gehüllt wurde. Ich sah, wie die Maschine erst in der Luft wankte, dann aber gewandt auf den Flugzeugträger zugeknallt wurde. Ich wußte, daß der Kommandant Jibaku begeben würde. Im Startflug verlor sich seine Maschine schmerzerdig in den schwarzen Rauch des Flugzeugträgers hin und entwand meinem Blicken. Das Geschwader geriet in Unordnung und wechselte seinen Kurs um 180 Grad. Wir aber setzten zu einem zweiten Angriff an.

Der Flugzeugträger hatte jetzt bereits Schlagschutz, und ein anderes Schiff näherte sich ihm, als ob es die Besatzung übernehmen wollte. Die feindlichen Flieger griffen wiederum in den Kampf ein und hielten uns vom zweiten Angriff ab. Wir mußten sie erst abwehren und schossen dabei vier der Flugzeuge ab. Aber auch der rechte hinter

der Maschine unseres stellvertretenden Kommandanten fing mit einem Male Feuer. Ein plötzlicher Windstoß vertrieb die Rauchwolken von dem Flugzeugträger. Wir konnten auf dem Startdeck noch 15, teilweise allerdings brennende Flugzeuge sehen. Der Stellvertreter, dessen Besatzung vergebens bemüht war, das Motorfeuer zu löschen, setzte deswegen ebenso wie der Kommandant zum Jibakugel an. Mitten in die auf der Startbahn stehenden Flugzeuge lenkte er seine Maschine, die beim Aufschlagen explodierte und alles weitere unseren Augen verhüllte.

Jetzt hatte der Feind nur noch den einen Wunsch, zu fliehen. In wilder Unordnung jagten die einzelnen Schiffe mit Vollgas nach, aber der Flugzeugträger konnte die Geschwindigkeit nicht mehr halten. Die hellen Flammen schlugen schein über den Rauch hinaus. Ich bohrte das Foto, schnell zu knipsen, bevor der Flugzeugträger abgesetzt war, und brachte das eigene Flugzeug in eine günstige Lage für das Bild. Dann war, da alle Bomben abgeworfen waren, unser Auftrag erledigt. Verfolgt von den feindlichen Jägern, denen wir das Landeschiff genommen hatten, traten wir den Heimweg an. Sie nötigten uns Achtung ab, diese Jäger ohne Basis. Erst spät ließen sie von uns ab und flogen zu den Kriegsschiffen zurück, die wenigstens die Besatzungen, wenn auch nicht die Flugzeuge aufnehmen konnten.

Die türkisch-bulgarischen Beziehungen

Von unserem Korrespondenten
MARTIN BETHKE

Ankara, Mitte März

Dank der resilen Einstellung auf beiden Seiten gelang es noch vor dem Balkanzfeldzug, die bulgarisch-türkischen Mißverständnisse über das gegenseitige Verhältnis zu bannen und schließlich zum Abschluß eines Freundschaftsabkommens zu gelangen, das am 17. Februar 1941 unterzeichnet wurde und die daran geknüpften Erwartungen gerechtfertigt hat; nicht gerade, daß eine schwungvolle Freundschaft entstand, aber doch eine verständnisvolle Nachbarschaft. Evakuierete Städte füllten sich wieder, und vor Tagen wurde auch die Omnibuslinie Stambul-Edirne erneut aufgenommen. Bulgarische Zeitungen stellten fest, daß kein Streitfall zwischen beiden Ländern besthebe, und zum Jahrestag fand die Presse beider Länder freundliche Worte über die Beziehungen, in denen Spannungen und Unstimmigkeiten besiegt seien.

Die englische Propaganda konnte nicht wirksam werden, obwohl sie so etwas wie einen bulgarischen Drang nach dem Meerengen dem der Sowjet gegenüberstellte. Die Türkei wußte genau, daß ein wehrhaftes Bulgarien auch für sie mit auf Vorposten gegen Osten stand und reagierte daher auf die Eastischen Ausüberungen über die Auslieferung Bulgariens an die Sowjetunion wie ein Seismograph, zumal die Versenkung türkischer Schiffe durch sogenannte unbekannte U-Boote das Ziel deutlich machte, die Türkei von ihren europäischen Verbindungen zu trennen.

Der türkisch-bulgarische Freundschaftspakt enthält in Artikel 3 auch die Erklärung, daß beide Regierungen bereit seien, Mittel und Wege zu finden, die dem gegenseitigen Handelsaustausch angepaßt an die Wirtschaftsstruktur der Länder, die höchste Entfaltung zu geben vermögen. Das Interesse beider Staaten an einer Aenderung und Belebung der Wirtschaftsbeziehungen ist gegeben, auch wenn diese ihre natürliche Grenze in der Ähnlichkeit beider Volkswirtschaften findet und der Umfang der Beziehungen immer klein war, auf bulgarischer Seite sogar passiv. In der Handelsbilanz stand der beiderseitige Verkehr nur um ein Prozent und darunter zu Buche. Die Türkei lieferte vor allem frische und gerückte Fische, gewisse Getreidearten und etwas Obst. Bulgarien zu 85 Prozent Holzholz, das begehrte Halzmittel der armenen türkischen Bevölkerung, Schafskäse, Glycerin, Sonnenblumenöl, zeitweilig einige Erzeugnisse der Metallindustrie und Papier. So hat im Februar eine neue Fühlungnahme eingesetzt.

Zwischen Traum und Alltag

Norwegen arbeitet

Von unserem Korrespondenten PAUL BAUMGARTEN

Oslo, Mitte März

In der Altstadt Oslos sind Häuser oft von bizarrem Häuflichkeit kümmerlich aufgebaut, bunt sogar in den Farben. Neben einem dreistöckigen „Hochhaus“ liegt ein Schuppen, durch einen Torgang steht man auf ein trostloses Hinterhaus, eine kleine Fabrik hat zum Nachbarn eine Kirche, deren geschmackloser Bau mit der Konkurrenz der Weltlichkeit ringsum noch schlägt. Vor den Häusern am Akershol sind Fischerboote verankert. Die Fleischbank im Schaufenster eines großen Schlachterladens sind leer. An der Scheibe steht ein Zettel: „Heute Fleischwurst, Fleischkuchen, Fleischpudding und Tomatensuppe.“ Frauen, einfache, aber nicht ärmlich gekleidet, gehen in das Geschäft und kaufen ein.

Die Fenster im Erdgeschoss einer Fabrik sind durch Eisenplatten verschlossen. Über eine schmale Treppe geht es hinauf zum Büro und in das Zimmer der „Disponenten“, bescheidener Name für die beiden Inhaber des Werks zweier Brüder, die die Licht- und Seifenfabrik vom Vater übernommen haben. Die Ausfuhr von Tran in alle Länder Europas war im Friedenszeit das Hauptgeschäft. Davon ist nichts übrig geblieben. Am Tag, technisches Fett, das in Norwegen gewonnen wird, und Zusatzstoffen, die aus Deutschland kommen, wird jetzt Kriegsseife „B“ hergestellt. Sie enthält 20 Prozent Fett. Die Produktion dieser Seife und der Talglichte ist so forciert worden, daß ein Teil der Ausfälle verdienstmaß wettgemacht

wird. Entlassungen sind nicht vorgenommen worden. Von der B-Seife gibt es monatlich ein Stück pro Kopf, die Lichte werden nur in solche Gegenden geliefert, wo elektrischer Strom noch Seltsamheit ist.

Die beiden Inhaber führen durch alle Räume der Fabrik. Aufgang zurückhaltend, erzählen sie später mit sympathischer Offenheit von ihren Sorgen und auch von dem, was ihnen Zufriedenheit und Genugtuung gibt, ihrem Betrieb, der erfolgreiches Umstellen auf die Notwendigkeiten des Tages und der Fürsorge für die Arbeiter. Sie haben frühzeitig ein Lebensmittelager eingekauft, das beträchtliche Mengen Kartoffeln, Fleisch, Konserven umfaßt. Davon erhalten die Arbeiter, sobald vorübergehende Stockungen in der Versorgung eintreten. Im vergangenen Winter wurden im Durchschnitt pro Kopf folgende Rationen abgegeben: 25 Kilo Seifisch, 10 Kilo Klippfisch, 10 Kilo Trockenfisch, dazu in kleineren Mengen Konserven und Lebertran. Die Kartoffeln sind knapp in Oslo, es kosten rund 100 Kronen pro Kopf von der Fabrik an die Arbeiter verkauft werden.

Der männliche Arbeiter verdient 70 bis 90 Kronen in der Woche, Arbeitnehmer erhalten etwas die Hälfte. Den Arbeitern werden vertragmäßig jährlich zwei Arbeitsanträge geöffnet, denn der Verschleiß ist infolge der Entwicklung von Skurr und Fett groß. Ein Kraftwagenführer der Fabrik verdient 4800 Kronen im Jahr, der Lohn für Überstunden ist eingerechnet. Er benötigt wöchentlich 285 Kronen für Kranken- und Erwerbslosigkeitsversicherungen, 2 Kronen für eine private

Versicherung, 1,05 Kronen für die Gewerkschaft. Er bewohnt in der Umgebung Oslos eine „Hütte“, ein kleines Haus und treibt in seiner Freizeit Kaninchenzucht. Nach Abzug von Steuern, Fahrgeld und Einkäufen der notwendigsten Bedarfssachen bleibt eine Summe, die fast völlig für Lebensmittel verwendet wird. Die Löhne sind gestoppt und die Preise unterliegen scharfer Kontrolle. Eine Zweizimmerwohnung mit Küche in der Altstadt kostet aber 55 Kronen, gewöhnlich bewohnt eine vierköpfige Familie eine solche Wohnung. Gehalt der Arbeiter einmal in eines der kleinen Restaurants, dann muß er damit rechnen, für ein Gedeck: Suppe, Fisch, Nudeln, dazu Bier, 4 Kronen anzulegen.

In Oslo gibt es nicht viele Abendrestaurants. Schon früher geschah es häufig, daß gegen 9 Uhr der Portier mit seiner breiten Gestalt die Tür zu einem Varieté, einem Tanzcafé, die Tür zu einem Varieté, einem Tanzcafé, die Tür zu einem Varieté, einem Tanzcafé verschloß: „Alles besetzt!“ Heute machen sich die Osloer früh am Abend auf, um den Anschluß nicht zu verpassen. Es gilt, Platz zu bekommen, und sich in den „Tanzus“ des Weinausschanks richtig einzuschalten. Die zur Verfügung stehenden Rationen sind bald verausgabt, ein kleiner Rest wird für die letzte Stunde reserviert. In einem Luxusrestaurant sitzt elegantes Publikum an den vordeinen Tischen, die die Tanzfläche umgeben. Die Kristalleuchter werfen Licht auf blitzende Gedärke, der Oberkellner bewahrt den Schwung seines Berufes, wenn er die Speisekarte vorlegt. Er sagt verbindlich: „Das ist heute nicht mehr darf“ oder „Eine Flasche Rhine Wein können Sie erhalten, später vielleicht einen Likör.“

Es gibt Fleisch als Vorspeise, als Hauptmahlzeit Fleisch und Kartoffeln und danach Eis. Über das sparsam Kroenstücken gestreut sind. Alles ist hervorragend zubereitet, auch der Kaffeekaraffel, der später im zarten Mokkakaffee gereicht wird. Das große Tanzorchester spielt amerikanische Schlager, die jungen Leute tanzen Swing, während die Älteren bezüglich einer zweiten Flasche Wein oder eines dritten Glases Likör aussichtsreiche Verhandlungen mit dem Oberkellner führen. Nach und nach wird die Stimmung lebhafter, goldenes Licht fällt durch die Gläserdecke auf die Tanzenden, die leise die Texte mitsingen. Um 12 Uhr ist Schluss, und die Generatortanzen, mit Hocksacken oder einem Gaschlauch auf dem Dach, Jahren vor. Am nächsten Morgen teilen indes die Zeitungen mit, daß Vergnügungsfahrten mit Autodroschken zukünftig verboten sind.

Nur wenige leisten sich Auto oder Luxusrestaurant. Vor allem nämlich arbeitet Norwegen fleißig. Der Fischer, der seine Salzsoße benötigt hat, findet schnell für den Rest des Jahres Beschäftigung auf anderen Gebieten, der Arbeiter braucht Erwerbsmöglichkeit nicht zu fürchten. Die Wirtschaft steht im Zeichen der deutschen Aufträge, und im großen und ganzen vollzieht sich das Beieinander-korrekt.

Inzwischen kämpft Quisling um die Seele seines Volkes. Die Minister gehen zu den Arbeitern und Bauern und sprechen von dem Namen, das geschafft wurde und. Der Partei bemüht sich um engeren Kontakt mit den Unterschieden, den Zwischen, den Gegegnern. In den Schriftleitungen der Zeitungen gehen Auseinandersetzungen vor sich, neue Männer bringen Kampfseifer und Überzeugung mit sich, die alten Mitarbeiter geben, oft zögern, ihre Erfahrung dazu, manchmal führen sie retardierende Momente, manchmal versagen sie sich.

Norwegen arbeitet, nicht nur für den heutigen Tag. Die Vergangenheit ist tot, die Zukunft noch nicht immer lebendig. Um den Arbeiter und Bauern wird gerungen. Eine Landesorganisation, die die Gewerkschaften, den Arbeitgeberverband, die Handwerkerverbände umfaßt, wird vorbereitet, die Arbeitsgemeinschaft Norwegens. Sie soll den Kreisen des Landes entsprechend organisiert werden, in allen Betrieben wird sie Vertragsanteile bekommen. Weiter wird ein Arbeitsdirektorat unter dem Sozialministerium eingerichtet, es wird die bisherige Schlichtungskommission in sich aufnehmen.

In den Schaufeuern der Buchläden Oslos wird auf die gesammelten Werke der „Vier Großen“ hingewiesen: Bjørnson, Ibsen, Kierland, Lie. Neben Ihren Lederbinden liegt das Buch: „Quisling hat gesagt“. Noch wollen einige Norweger nicht die Beziehung zwischen den Großen von Gestern und dem Mann, dessen Name heute jeder im Mund führt, finden. Aber ob sie wollen oder nicht, die Brücke wird geschlagen werden.

Pandit Nehru erklärte, es müßte eine provisorische Nationalregierung gebildet werden.

Der iranische Schah Mohammed Schapour hat das Land plötzlich schwärz verlassen. Der frühere Außenminister Suhili versucht, durch Neubildung des Kabinetts die iranische Regierungskrise zu lösen.

Die Zahl der Verschleppten in Asien, Indien und Mesopotamia beträgt rund 4000 Personen.

Die Oelleitung Haifa-Mosul wurde unter von Hadita gesprengt.

Der ägyptische Premierminister Nahas Pascha setzte den ehemaligen Generalinspektor der ägyptischen Armee, Aziz el Marri, wieder auf freiem Fuß.

Die beiden ägyptischen Parteien der Übereinen Dosturi und der Saadisten setzen einen gemeinsamen Ausschuß zur Gleichschaltung ihrer Politik ein.

Der Herzog von Aosta starb am 3. 3.

In Riom erklärte ein Verteidiger Blums, der Gerichtshof könne diesen Prozeß nicht führen, weil es noch Männer gäbe, die für die Freiheit kämpfen und sterben.

Marschall Pétain besuchte in einer Botchaft den britischen Luftangriff auf Paris als eine verbrecherische Aggression.

In diesen Tagen reiste eine schweizerische Wirtschaftsdelegation nach London.

Auf 9. 3. sind wieder Feldpostbriefsendungen bis 100 Gramm zugelassen.

Der Reichsfinanzminister ordnete an, daß vom Erbe Gefallener keine Erbschaftsteuer erhoben wird.

Gärendes Indien

Washington schickt eine Kommission

Von unserem Korrespondenten

HERBERT TICHY

Shanghai, Mitte März

Der Verlust Holländisch-Indiens hat den angloamerikanischen Ring endgültig verängert und zwei getrennte Kriegsschulpläne geschaffen, Australien und Burma-Indien. Indien aber ist wichtiger als Australien, die letzte große Vorratskammer in Asien. Man mißt in London wahrscheinlich auch der japanischen Strategie gegenüber Indien die größere Bedeutung zu, weil von dort aus die Bedrohung der bisherigen japanischen Eroberungen immer noch möglicher erscheint als von Australien her, dessen Verbindungslinien in Abhängigkeit der starken japanischen Flotte höchst fragwürdig geworden sind. Das heutige Indien bietet Tausende von wirtschaftlichen, sozialen und militärischen Problemen, die aber alle auf einen Nenner zu bringen sind: Indien verlangt Freiheit von England. So hat der Auftrag Boses hier in Ostasien tiefen Eindruck gemacht, und er fand in Indien, wo er trotz der strengen britischen Zensur auch bekannt wurde, begeisterte Zustimmung.

In seiner jüngsten Unterredung erklärte Allahbad Nehru neuerlich, daß die Frage Indiens nur auf der Grundlage von Indiens Freiheit zu lösen sei. Indiens Freiheit bedeutet die sofortige Bildung einer nationalen Regierung, die dem indischen Volk und nicht dem Vizekönig verantwortlich sei. Der Indische Kongress ist für den 17. März nach Wardha einzuberufen, wo auch die in Ansicht gestellten Reformvorschläge Londons besprochen werden sollen. Gespannt verfolgt man die Meinungsverschiedenheiten in der englischen Regierung. Wird Churchill weiterhin Reformen ablehnen, während Cripps angeblich den Dominion-Status vertritt? Werden die Londoner Vorschläge einen Kompromiß dahin darstellen, daß der indische Einfluß in dem „Executive Council“ des Vizekönigs verstärkt wird, aber der Dominion-Status bis Kriegsende verschoben wird?

Auch die 80 Millionen Mohammedaner in Indien beobachten die Londoner Besprechungen mit größtem Misstrauen, weil sie die Bedeutung der moslemischen Interessen befürchten. Die Muslim-Liga kabelte an Churchill eine Warnung, keine Änderungen ohne Zustimmung der Muslim-Liga durchzuführen.

Das ständig wachsende Interesse der Vereinigten Staaten für Indien wird durch eine wirtschaftliche Kommission bewiesen, die nach Indien reisen soll, sobald die Frage der Konstitution „gelöst“ ist. Sie soll mit Hilfe der amerikanischen Experten die Möglichkeiten der Kriegsindustrie Indiens prüfen und organisieren, um ein „asiatisches Rüstungszentrum“ zu verwirklichen. Die amerikanische Großstrategie plant angeblich, ein Milliarden-Vertrag nach Afrika und dem Nahen Osten zu bringen. Indien ist für diese Kombination von größter Wichtigkeit, da die langen Schiffsroute und der Tonnenangriff des transatlantischen und transasiatischen Nachschubs in genügendem Umfang unmöglich machen. Der Führer der geplanten Mission ist Dr. Henry Grady. Das Aufsuchen dieses Mannes im pazifischen Geschehen zeigt die Änderung der strategischen Lage mit einer für Amerika brutalen Deutlichkeit auf. Grady bereitete bereits im vergangenen Sommer die ostasiatische Gebiete als persönlicher Vertreter Roosevelts, um die wirtschaftlichen und strategischen Möglichkeiten zu prüfen. Seine damaligen Ausführungen waren sehr optimistisch: die Welt voll Öl, Gummi, Zinn und Rohstoffen aller Art steht zur Verfügung der Verbündeten. Diese Welt ist heute japanisch und so soll Grady versuchen, Indien am Rande des Krieges für verzweifelte amerikanische Experimente auszuwerben. Falls die „Erfolge“ der gegenwärtigen Reise denen der ersten ähnlich sind, dürfte sie voraussichtlich der letzte Auftrag des Wirtschaftsberaters Roosevelts außerhalb der amerikanischen Hemisphäre sein.

Die tatsächlichen Kriegsvorbereitungen in Indien konzentrieren sich gegenwärtig auf Ceylon, wo Flakgeschütze entlang der Küste stehen und die Gewässer verminzt sind. Der General Wavell hielt sich vor kurzem in Ceylon auf. Gleichzeitig wurden in Nordwestindien 3 Millionen Rupees für den Luftschutz im Punjab ausgegeben, und mit Beendigung des Winters wendet sich die anglo-amerikanische Aufmerksamkeit dem traditionellen Einfallsturm nach Indien, dem Khyberpass, zu. Tschiangkaesche Kürzungen dokumentieren seine Wichtigkeit für die asiatische Strategie.

Tschiangkaesche Indienbesuch hat ancheinend nicht die großen Erwartungen erfüllt, die London und Washington damit verbunden. In politischen Kreisen fiel an der kürzlichen Erklärung Nehrus auf, daß er die Zusammenarbeit zwischen Indien und China hervorhebe, ohne Tschiangkaesche zu erwähnen. Viele glauben, daß Tschiangkaesche nach dem Verlust Hongkong die Indienreise hauptsächlich deshalb unternahm, um den Kontakt mit der internationalen Finanzwelt aufrechtzuerhalten.

Die weitere Entwicklung der Indienfrage ist unvereinbar mit dem Schicksal Burmas verstanden. Wollte man nicht von hier aus den japanischen Truppen in Thailand und Malaya in den Rücken fallen und zweiteins Indien verhindern? Am 3. März hielten Wavell und Tschiangkaesche eine geheime Konferenz in Lashio ab, um die Möglichkeiten der Verteidigung Burmas zu besprechen. Zwei Tage später beschloß die Militärkonferenz in Tschungking laut einer Domei-Meldung, eine großangelegte Gegenoffensive in Burma zu starten. Der Plan sah angeblich die chinesisch-britische Verteidigung Ranguns mit gleichzeitigem Angriff auf den japanischen Nachschub und die Bedrohung Nordthailands vor. Mit der Eroberung Ranguns sind die Japaner auch diesen Spekulationen zuvorgekommen.

BRENNSPIEGEL DER EREIGNISSE

An der Ostfront wurden im Dosen-Gebiet und an der Einschließungsfront von Sewastopol zahlreiche Angriffe des Feindes in hasten Kämpfen zurückgewiesen. In der Zeit vom 25. 2. bis 2. 3. verlor die sowjetische Luftwaffe 197 Flugzeuge. Während der Nacht zum 4. 3. griffen britische Bomber das Gebiet von Groß-Pariis an die Verteilung der Zivilbevölkerung betrafen. Die Wirtschaftsbeziehungen ist gegeben, auch wenn diese ihre natürliche Grenze in der Ähnlichkeit beider Volkswirtschaften findet und der Umfang der Beziehungen immer klein war, auf bulgarischer Seite sogar passiv. In der Handelsbilanz stand der beiderseitige Verkehr nur um ein Prozent und darunter zu Buche. Die Türkei lieferte vor allem frische und gerückte Fische, gewisse Getreidearten und etwas Obst. Bulgarien zu 85 Prozent Holzholz, das begehrte Halzmittel der armenen türkischen Bevölkerung, Schafskäse, Glycerin, Sonnenblumenöl, zeitweilig einige Erzeugnisse der Metallindustrie und Papier. So hat im Februar eine neue Fühlungnahme eingesetzt.

Der amtierende Vizestaatspräsident, Dr. Ramon Castillo gehörte den Nationaldemokraten an, während der gewählte Staatspräsident Ortiz, der durch Krankheit an der Amtseinführung seines Amtes verhindert ist, zu der kleinen Gruppe der Antipersonalisten gehört, die heute meist mit der Opposition zusammengehen. Daher bedeutet die Krankheit von Ortiz mehr als einen Personenumwechsel, obwohl heute noch viele An-

Der Präsident ordnete am 2. 3. an, daß das amerikanische Landheer in drei Hauptzweige zerfallen soll: Bodentruppen, Luftwaffe und Intendantur. Jeder dieser drei Gruppen soll ein Offizier im Generalsrang vorstehen.

Washington plant, die Einwanderungsquoten durch Einwanderungsquoten von jährlich 300 Menschen für einzelne asiatische Länder zu lockern.

Die neue Einkommensteuervorlage Roosevelts sieht eine Verdopplung der Lasten in diesem Steuersetor vor.

Der Chef der amerikanischen Kriegsproduktion appelliert an die Industrie, die Produktion müsse für 1942 um 25% erhöht werden.

Washington entsandte eine umfangreiche Versorgungskommission nach Delhi.

Der amerikanische Admiral Helfrich verließ General Wavell Java.

Die Ausdehnung des U-Bootkrieges bis an den Südatlantik veranlaßt die Brasilianische Regierung, den Bau der Eisenbahnlinie von Victoria, im Staat Espírito, nach Bahia zu beschleunigen.

Ecuador mischte den USA einen Flottenstützpunkt in Punta Salinas zulässigen. USA-Truppen sind bereits dort gelandet.

Eine australische Delegation, mit einem australischen Minister an der

Spitze, soll in Washington um Hilfe nachsuchen.

BRIEFE AUS DEM REICH

ES HAT DOCH FREUDE GEMACHT

Elsässer im Reichsarbeitsdienst

Dürrenzonen, Mitte März
Das Thema der Unterrichtsstunde in der Abteilung Herrenalb (Schwarzwald) des Reichsarbeitsdienstes hieß: Das deutsche Elsass. Der jugendlich temperamentvolle Oberlehrmeister, der den Unterricht abholt, sprach vom geographischen Bild des Elsass als dem Spiegel des Landes Baden, in dem die Münsterkirche von Freiburg und Straßburg, Schwarzwald, Rheinebene und Vogesen ruhen und droben die entsprechenden Merkmale seien. Mit diesem kühn vereinfachten Gleichnis kam er zu dem leichten überzeugenden Schluss, daß beide Länder zusammengehören, eines ohne das andere nicht denkbar wäre. Er führte seinen Gedanken weiter, wenn er durch knappe Fragen an einzelne Männer seiner rund 100 Mann starken Abteilung — ein Drittel von ihnen waren Elsässer — etwas vom Gesicht der Städte und Dörfer erfahren wollte und wenn aus den siedlungs- und manchmal unbeholfenen Antworten das Bild sich allmählich rundete daß dieses und jenseits des Rheins nämlich Fachwerkhäuser standen, daß Vieh und Ställe die gleiche Beschaffenheit hätten und daß vor allen Dingen eines gemeinsam sei: die deutsche Sprache der Menschen.

Seit Oktober 1941 sind die jungen Elsässer vom Jahrgang 1922 Arbeitsmänner. Durchgängig ist ihre Zahl der dritte Teil einer Abteilung, während die beiden anderen Teile Reichsdeutsche aus Baden, Württemberg und anderen Gauen sind. Der Arbeitsdienst ist für den Elsässer die erste der erziehenden Maßnahmen, denen der junge Reichsdeutsche schon seit einer geruhsamen Weile unterworfen ist; er stellt die Einführung in die staatsbürglichen Pflichten jener größeren deutschen Heimat dar, in die das Elsass jetzt wieder aufgenommen wird. Elsass und Baden — in der gehobenen Begrenzung tatsächlich eines des Spiegelsbildes von anderem mit dem Rhein als Mittelachse — bilden zusammen den Arbeitsbau XVII, der in 36 Abteilungen (Lager) gegliedert ist; 15 davon liegen im Elsass. Der Arbeitsdienst für die weibliche Jugend, die abzuleisten die jungen Elsässerinnen gleichfalls seit Oktober 1941 verpflichtet sind, bezeichnet das entsprechende Gebiet als Bezirk II Oberrhein.

Schwieriger als die organisatorische war die Aufgabe, das Vertrauen der Elsässer — der Jungen und besonders auch der alten — zu gewinnen und die Verhetzung zu neutralisieren, die feindliche Propaganda bewirkt hatte. Hierbei zeigte es sich nun, daß dem männlichen und in besonderem Maße auch dem weiblichen Arbeitsdienst Wirkungsmöglichkeiten innewohnen, die weit über die sichtbaren Grenzen hinausgehen. Die Arbeitsdienstpflicht allein würde noch gar nichts erreichen, wenn es nicht gelänge, die Mehrzahl der Arbeitsmänner und Arbeitsmädchen, dessen Eltern und Angehörige davon zu überzeugen, daß der Arbeitsdienst eine für sie nützliche Einrichtung ist und daß der Nutzen auf eine menschliche Weise erreicht wird, daß also die Töchter und Söhne der elsischen Eltern im Arbeitsdienst gut behandelt, gekleidet und ernährt werden.

Lauterburg im Nordelsaß, eine Industriestadt mit vor dem Kriege rund 10 000 Einwohnern, hat durch die Kriegsbefriedung stark gelitten. Spurenhafter Beschädigung sind noch allenthalben zu sehen. Fabrik- und Teppichindustrie und eine Stabfabrik geben einen großen Teil der Bevölkerung, die heute 4750 Köpfe zählt, Arbeit und Verdienstmöglichkeiten. In der ehemaligen Kasernen der „Garde mobile“, deren Häuser noch die brüderlichen Einschätzungen von Maschinengewehrbarsten wie schräg über die Mauern laufende Ornamentbänder zeigen, liegt jetzt der Arbeitsdienst, dessen Männer den über den Rhein gehenden deutschen Truppen Juli 1940 auf dem Fuße folgten. Sie bauten zunächst für die zurückkehrende elsische Bevölkerung Baracken, da die Häuser zum großen Teil nicht mehr bewohnbar waren. Sie halten dann bei der Besetzung der Drachenhörner der Maginot-Linie und bei der Neubebauung des Bodens, der seit drei Jahren brachlag und einer Wüste gleich das Land diente der französische Regierung lediglich als Aulandsgebiet. Trotzdem der Boden gut und ertragreich ist, gibt es in Lauterburg nur sechs wirkliche Bauernfamilien. Die Stadt und ihre Umgebung waren

beim Einzug des Arbeitsdienstes vollständig vermint, man zählte auf je 2 qm Boden eine Tellermine. Außerdem gab es weder Wasserkleitung noch Kanalisation. An der Besetzung all dieser schlimmen Zustände arbeitete der Arbeitsdienst, und die Art und Weise, wie er das tat und wie er sonst auftaute, warb um das Vertrauen der Bevölkerung.

Jetzt sind auch in dieser Abteilung rund 70 Männer aus dem Elsass, die im Durchschnitt größer und kräftiger als die Reichsdeutschen, auch am Ausdruck der Gesichter und der Haltung leicht zu erkennen sind. Sie sind 1922 geboren, die Reichsdeutschen dagegen 1923, außerdem war die Nachkriegernahrung im Elsass wesentlich besser als in Deutschland; diese beiden Tatsachen bedingen den Unterschied in der körperlichen Konstitution. In jeder Abteilung findet sich eine geringe Anzahl von elsischen Arbeitsmännern, die kein Wort Deutsch, sondern nur Französisch sprechen — man hat dafür gesorgt, daß diese Männer auf die einzelnen Trupps verteilt wurden, und hielt den Zwang, sich zu verstehen, in diesem Fall für den besten Sprachlehrmeister, für einen regelmäßigen Sprachunterricht langte die Zeit nicht.

Eine immer wiederkehrende Erfahrung ist es, daß die jungen Elsässer wohl eingeschüchtert und voller Angst seitens aber mit grundsätzlich schlechtem Willen zum Arbeitsdienst kamen. Die ersten Tage ihrer Dienstzeit waren immer für die ganze Einheit zum Arbeitsdienst entscheidend. Sobald sie merkten, daß sie nicht in ein Konzentrationslager geraten waren, daß keine Peitsche in der Hand der Führer ihren Rücken bedrohte, daß es ausreichend zu essen gab und daß die Vorgesetzten sich sogar um den einzelnen persönlich kümmerten, verschwand ein großer Teil des Misstrauens. Die neuen Erfahrungen wurden nun in ausführlichen Briefen nach Hause berichtet.

Die Führung des Arbeitsdienstes sah sich hier mehr als bisher vor der Notwendigkeit, erschien die Arbeit zu leicht, Unterricht, Sport und Freizeitgestaltung rückten gleichberechtigt neben Ordnungsübungen und Baustellenarbeit. Die Arbeitsmänner mußten sorgfältiger, fast behutsam, mit psychologischem Fingerspitzengefühl behandelt werden, ohne daß dadurch die Straftheit, der solistische Ton leiden durfte. Der einzelne trat ein wenig mehr in den Vordergrund — und dies keineswegs zum Schaden der Idee „Arbeitsdienst“. Den elsischen Arbeitsmännern mußten die Selbstverständlichkeit unseres politischen Lebens, Begriffe wie NSV, Winterhilfswerk, Partei oder Aufbau des Staates, überhaupt erst einmal erklärt werden.

Ein Kameradschaftsabend in Lauterburg mit einem sorgfältig abgestimmten Programm



KOHLER IM DEISTER

Aufnahme: Seebess

zeigte das Ergebnis all der vielfältigen Bemühungen des Arbeitsdienstes. Die Elsässer hatten einen Chor zusammengestellt, der den reichsdeutschen Kameraden elsisches Volkstheater vorsang, ein Chor von Frankfurt Arbeitsmännern sang dagegen alte deutsche Volkswweise, Anekdoten und Geschichten von Hebel und Chamissé wurden vorgetragen, eine Dreimann-Kapelle spielte Märsche und Lieder, und die männliche Begeisterung schlug allmählich hohe Wogen. Außallend war die einheitlich fröhliche Kameradschaft, die auch die Führer, wie selbstverständlich mit einschloß — jetzt, in diesem Augenblick jedenfalls, waren alle fest miteinander verbunden, daß dieser Augenblick auch in die kommenden Tage und Wochen fortwirken werde, war eine berechtigte Hoffnung.

Völlig neu für die Elsässer war der Arbeitsdienst für die weibliche Jugend. Der

weibliche Arbeitsdienst aber ist seinem ganzen Aufbau nach besonders geeignet, für die deutsche Sache zu werben. Die Mädchen geben im Aufenthaltsraum in die Haushalte der Elsässer, helfen den Bauernfrauen bei ihrer Arbeit, essen am gleichen Tisch und sind — was wichtig ist — einzeln den Fragen und der Beobachtung ausgesetzt.

In Bamfeld an der Ilm bewohnt der weibliche Arbeitsdienst eine ehemalige französische Haushaltungsschule — ein schönes, weitläufiges Gebäude mit einem Park an den Ufern des Flusses, einer schloßartigen Einfahrt und einer großen Sonnenterrasse. Wie bei den Männern, sind hier ein Drittel Elsässerinnen und die gleichen Erfahrungen wiederholen sich auch. Der Tageslauf besteht aus der Arbeit, der politischen Schulung, der Leibeserziehung und der Feierabendgestaltung. Die Bauern fordern über die Bauernschaftsorganisationen des Reichsährigerstandes die Mädlein an, und dieses Verfahren hat sich nach würdevollem Beginn jetzt recht gut eingespist. In Dürrenzonen, einem kleinen Dorf, das während der Kriegszeit evakuiert war, schalteten sich bei den schwierigen Arbeiten der erneut „Besiedlung“ des Dorfes nach einer einjährigen Abwesenheit, bei der Einrichtung der Häuser und dem neuen Anlaufen des bäuerlichen Lebens die Mädlein als willkommene Hilfe ein und wurden unentbehrlich.

Vor einiger Zeit hat man die elsischen Arbeitsmänner einen Aufsatz schreiben lassen: „Wie stellte ich mir den Arbeitsdienst vor und wie habe ich ihn tatsächlich erlebt?“ Man hat ihnen ausdrücklich gesagt, daß sie frei ihre Meinung schreiben dürfen und daß ihnen auch bei negativen Feststellungen kein Leid geschehen würde. Was dabei nun nach eisiger Bemühung in halbjähriger Sprache herauskam, kann getrost als ehrliches Zeugnis gewertet werden: 72 Prozent der Befragten äußerten sich positiv, 16 Prozent verhielten sich ablehnend, und der Rest blieb unentschieden zwischen ja und nein. Es gilt also, diese 28 Proz. noch zu gewinnen, daß jeder am Schluß seiner Dienstzeit das schreien kann, was einer von den „Positiven“ zu Papier brachte: „Die RAD-Zeit hat mir doch große Freude gemacht, und ich würde nicht gerne haben, wenn ich es nicht mitgemacht hätte... Und jetzt habe ich selbst eingesehen, daß es im RAD doch anders aussieht, als man uns vorgesagt hat.“ Wolfgang Eickhoff

W. Joachim Freyburg

DAS WORT VOM BROD

Feldpostbrief an einen Kriegsberichter

Berlin-Reinickendorf, Mitte März

Lieber unbekannter Freund,

Ende März bin ich, es liegt ein anstrengender Tag hinter mir, der all meine Kräfte beansprucht, aber ich kann nicht einschlafen, bis ich dir auf deinem Artikel im „Reich“ „Gold in unseren Taschen“ (Nr. 8 vom 22. Februar) geantwortet habe, denn Du hast ein Recht darauf, so bald als möglich zu erfahren, wie mir, wie uns — denn ich weiß es genau — schreibt es Dir im Sinne von vielen — nunmehr ist, wieviel Du uns gegeben hast mit Deinen Worten, daß Best Gold ist.

Deinen Artikel haben wir hier alle an unserer Arbeitsstätte wo wir uns hauptsächlich mit Brot beschäftigen, gelesen. Er hat uns viel gerührt und bewegt, denn nie zuvor haben wir es so gewußt, wie wichtig doch auch unsere Arbeit hier in der Heimat für Euch da draußen ist. Sie schien uns bisher doch immer etwas unwichtig, ja gering genommen an Eurem Verhalten und Eurer Leistung. Deine Worte haben uns nun fest von der unbedingten Notwendigkeit und Wichtigkeit unserer Art: hier überzeugt, und wir verrichten sie jetzt noch einmal so gern in dem Bewußtsein, daß wir einen kleinen Teil dazu beitragen und helfen können, daß Ihr stets „Gold“ in den Taschen habt.

Und wird nach hier aus allen Teilen des Reiches, auch aus Feldbäckereien, Mehl und Brot eingezogen, gutes und schlechtes Brot, hohes und flaches, schmackhaftes und geschmackloses, saures und süßes, köstliches und festes, und es wird hier auf die Beschaffenheit, Vorzüge und Fehler und auf die Ursachen der Fehler genau untersucht, chemisch, mikroskopisch und backtechnisch. Viele Brotfabriken, Bäcker oder Feldbäcker werden von uns beraten, wie sie diesen oder jenen Fehler vermeiden oder beseitigen können. Auch Du und Deine Kameraden können sich jederzeit vertraulich an uns wenden, wenn Ihr Rat und Hilfe braucht, wenn Brote trotz vieler Mühe und besten Konzisen mißraten sind und Ihr davor steht und Euch vergeblich die Köpfe zerbrechen: „Warum nur? Wie kommt dies passieren?“ Dann schreibt uns getrost, sendet uns das Brot und das Mehl, aus dem es erbäckert wurde, ein, und hier wird des Rätsels Lösung gefunden werden. Die Begutachtung erfolgt in den chemischen und technischen Laboratorien. Außerdem haben wir uns eine Versuchsbäckerei, in welcher alle neuen vorgeschlagenen oder ausgeschöpften Backmethoden gewissenhaft auf ihre Eignung und Rentabilität im Backgewerbe geprüft werden. Hier arbeiten Wissenschaft und Praxis Hand in Hand und zeitigen schöne Erfolge, etwa in der „Kurzauerführung“, die eine große Arbeitserleichterung für Bäckereibetriebe darstellt.

Wenn Du die Laboratorien und die Versuchsbäckerei besucht und bestichtest hast — und wir glauben bestimmt, daß Du uns während Deiner Urlaubszeit einmal besuchen wirst — führen wir Dich in die Betriebsbäckerei, die Dich sicher am meisten interessieren wird. Hier gibt es drei herliche Backöfen, einer immer schöner, größer und zweckmäßiger als der andere. Die Beheizung erfolgt mit Kohle, Gas und Elektrizität, alle drei würden Dein Herz erfreuen! Du wirst vielleicht dabei an die Backöfen in der westlichen Sowjetunion denken, die auch dazu dienen. Euch das „Gold“ in Euren Tornäschern zu führen. Ich schreibe hier die Prüfungsergebnisse des Brotes, die guten Ratschläge, die Berichte, Konzepte und Manuskripte der gelehrten Herren Doktoren, Wissenschaftler und Backmeister (im Vertrauen nur zu Dir geöffnet), oft schwer leserbare Manuskriptfetzen ab, wir schreiben den ganzen Tag, und der Inhalt unserer Schreibmaschinen ist immer dasselbe: es handelt von Brot. Wir tippen Worte wie diese: Krummrisse zu geringe Lockerung, abgerissene Kruste, zu weiche Teigflächung, zu festes Teig, zu knappe Gar, zu heißes Ofen-Qualität gut, Qualität sehr gut.

Es hat uns gut getan, daran erinnert zu werden, wir hatten es heimlich vergessen, daß Brot Gold ist, mehr als Gold, und wie schön ist es, daß wir dafür arbeiten dürfen. Ein Buch und eine unentbehrliche Gold in Euren Taschen, das Brot! Für diese neue gute Erkenntnis hab Dank!

BLICK ÜBER FLACHES LAND

Norddeutschland, Mitte März
Weit geht der Blick vom Turm über das flache Land. Ein Leuchten zwischen Rot und Gelb färbt noch die westliche Wetterbank, die in einiger Höhe läßt abschneiden. Durchlichtiges, fröhliches Grünblau steht darüber. Stark recken sich kahle Bäume und Baumgruppen vor dem Leuchten des versinkenden Tages. Bauernhäuser trinken das letzte auffallende Licht und spiegeln das Gelb des Westhimmels wider, während die abgewandte Seite tiefschwarze Schatten wirft. Um diese Stunde weicht das norddeutsche Land in seiner Weite wie ins Unendliche.

Auf manchreitem Umgang zu Füßen der schindelgedeckten Haube umgehe ich den Turm. Dort unten liegt die Kleinstadt. Die Straßen durchziehen wie dunkle Kanäle das Stadtbild, aber auf den Giebeln der Häuser schimmert auch hier ein Abglanz der untergegangenen Sonne. Der Turm ist Beobachterstand des Werkhauses. Ein hölzerner Verschlag im Inneren des Turmschuppens dient als Bereichsamtsschrank. Wachmäntel, zwei Stahlhelme und ein Feldstecher hängen in soldatischer Ordnung an der Wand. Zwei Kojen laden zur Ruhe ein. Ein flackerndes Streichholz gibt den Pfeilen

Brand, die sich wärmen in die Hände schmiegen, und bei bröselndem Tabaksquism steht das Bild des Krieges auf.

Der Fernsprecher rasselt. „Hier Beobachter Wasserturm!“ Es ist Vorwarnung. Feindliche Flugzeuge versuchen anzugreifen. Wir ziehen die Wachmäntel über und treten auf den schmalen Umgang in die Nacht hinaus. Sie hat das freundliche Bild der Dämmerung verschluckt, nur in groben Umrissen erkennen wir die Fabrik. In weiter Ferne greifen die Scheinwerfer des Dunkel, und das Mündungsfeuer des Flak greift läßt auf. Noch schlafst die Stadt, aber dann breiten die Silhouetten auf. Hier und dort zeigen schwache Lichter, die aber keinen Schein geben, daß die Keller aufgesucht werden. Uchorailt aber ist der Luftschutz wachsam, bereit, etwaigen Schaden sofort zu bekämpfen. Aus vieltausend Meter Höhe dringt das auf- und abschwellende Brummen der mehrmotorigen Feindflugzeuge an unser Ohr. Unsere Meldungen nimmt das Telefon auf. Wir wachen auf dem Turm über norddeutschem Land. Bis kurz vor fünf Uhr dauert die Nacht. Mit dem Schlag der nahen Glocke gäut uns der Turm frei, und die Arbeit des Tages beginnt.

Wolfgang Eickhoff

Aber eisern...
sagt Frau Klara L... Buchhalterin aus Linz

„Die Josephin, mein Mädel, die soll später eine recht schöne Aussteuer haben, wenn sie heiratet. Dafür wird jetzt eisern gespart. Im Frieden gibt's wieder das Richtige. Und des Nachbars Franz ist ohnedies im Feld.“

Spare eisern jetzt im Krieg, kaufen kannst Du nach dem Sieg!

Fünf einzigartige Vorteile

1. Wer eisern spart, zahlt weniger Steuern und Sozialbeiträge.
2. Die Höhe des Krankengeldes berechnet sich trotzdem nach dem vollen Lohnbetrag.
3. Der Sparbetrag wird zum Höchststaat verlast.
4. Das Sparguthaben ist unpfändbar.
5. Das Sparguthaben wird in Notfällen, bei der Geburt eines Kindes und bei der Verheiratung einer Sparerin auf Antrag sofort ausbezahlt.

Haben Sie Ihre Sparerklärung schon abgegeben?



Gleitschutzketten und Klarsichtscheiben

NORDLAND
Deutsche Schneekettenfabrik G. m. b. H.
Berlin W 35

Sachen erschien:

Bauen und Kämpfen

Gedichte und Bilder vom Einsatz der Frontarbeiter

Herausgegeben von der Pressestelle des Reichsministeriums

Dr. Todt

54 Seiten mit 8 farbigen Bildern, gebunden RM 3.50

Das kleine Buch ist neben den gigantischen Werken des Reichsministers ein schlichtes Denkmal seines Wesens, der Titel ist Symbol seines Lebens.

VERLAG GEORG D. W. CALLWEY · MÜNCHEN

BERNHARD VOIGT

Die Farmer vom Seels-Rivier

Eine Kampfum Deutschland-Saga
400 Seiten und 4 Karten. Preis gr. 2.75 RM

Deutsch-Nährland! Das wechselseitige Schicksal deiner Menschen, die hier Lust und Lust ihres Deutschen tragen bis zum letzten Ende, hat hier aus eigener Erfahrung ein sehr Africano gestaltet. Ein steinzeitliches Echsenbuch voll Spannung und dämonischer Schönheit, das Höhle und Katakomben.

C. BEUTELSMANN VERLAG GÜTERLOH



AUS DEN TAGEN DES HOCHMUTS

EIN KAPITEL ENGLISCHER POLITIK / VON EMANUEL URBAS



Der bescheidene Anspruch auf das für England wenig verlockende Gebiet von Angra Pequena, den Bismarck zunächst im Einvernehmen mit England verwirklichen wollte, stieß auf den Widerstand und das Unverständnis der englischen Politik.



Das unattraktive Ränkespiel Lord Granvilles zwang Bismarck, die deutschen Interessen in Südwesafrika auch ohne englische Zustimmung zu wahren

Lord Salisbury, während dessen Amtszeit sich wiederholt die Möglichkeit einer dauernden englisch-deutschen Freundschaft bot, lehnte jede verpflichtende Bindung ab

Am 12. November 1883 beauftragte Fürst Bismarck den Botschafter in London, bei der englischen Regierung anzufragen, ob diese auf das Gebiet der Walvisch-Bai, insbesondere auf das von Angra Pequena, wo sich die Lüderitzianischen Niederlassungen befanden, irgendwelche älteren Ansprüche erhebe. Auf eine ausweichende Antwort des Foreign Office erfolgte mit einer Note vom 31. Dezember ein zweites deutsches Eruchen, die Rechtstitel für den Fall mitzuteilen, daß zugleichzeitig, entgegen der Annahme der Reichsregierung, Ansprüche auf die genannten Territorien geltend gemacht werden sollten.

Die englische Regierung ließ diese Anfrage vier Monate hindurch unbeantwortet, wirkte aber inzwischen unter der Hand auf die Kapregierung in dem Sinne ein, daß diese das ganze Küstengebiet bis zur Walvisch-Bai ohne Aufsehen militärisch besetze. Der deutsche Geschäftsträger in London wurde daher Ende April 1884 angewiesen, Lord Granville mitzuteilen, daß die deutschen Ansiedler von Angra Pequena unter dem Schutz der Reichsregierung stünden. Am 19. Mai erklärte Lord Derby, in Beantwortung einer Interpellation Lord Sidmouth's im Oberhaus, England habe, auch wenn es rechtliche Ansprüche auf Angra Pequena nicht geltend machen könnte, jedenfalls das Recht, andere Mächte von einer Besitzergreifung in diesem Gebiete auszuschließen.

Die Folge davon war, daß Fürst Bismarck am 1. Juni aus Friedrichshafen an den Botschafter in London, Grafen Münnich, eine Instruktion mit den scharfsten Vorwürfen gegen die englische Politik und mit einigen gelindern gegen die Geschäftsführung des Botschafters richtete. Es heißt in diesem Erlassen: „Wenn Lord Granville mit der Meinung, daß Deutschland Kolonialpolitik treiben wolle, eine wohlwollende Stimmung des englischen Parlaments für uns unvereinbar findet, so wären wir begierig zu erfahren, weshalb das Recht zu kolonisieren, welches England in weitstem Maße ausübt, uns versagt sein sollte.“ Es liegt in dieser Naivität des Egoismus eine Verletzung unseres Nationalgefühls, auf die Ew. pp. Lord Granville aufmerksam machen wollen.“

Der gleichkranke Minister

Im Auftrag seines Vaters fuhr dann Herbert Bismarck nach England, und Lord Granville muschte in seiner Unterredung mit diesem am 14. Juni einen breitflächigen von Gichtanfällen gemarterten, überarbeiteten Wörtertrager vor, dem die ganze Angelegenheit unbekannt war, der auf der Landkarte erst suchen mußte, wo eigentlich Angra Pequena lag, und nach langem Hin und Her feststellte, daß der Schriftwechsel mit der deutschen Regierung in das Kolonialamt geraten sei, das offiziellerweise das Foreign Office von der Sache nicht verständigt hätte. Wiewohl Lord Granville am 13. Juli Herbert Bismarck schriftlich mitteilte, das britische Kabinett habe den deutschen Standpunkt in der Frage von Angra Pequena einstimmig akzeptiert, telegraphierte der Kolonienminister Lord Derby am 14. Juli an die Kapregierung, sie möge die ganze Westküste einschließen.



Der englische Vetter in Coburg. Trotz der engen verwandtschaftlichen Beziehungen der beiden Herrscherhäuser, die die Verständigung hätten erleichtern müssen, wurde gerade Eduard VII. zum Träger der gegen Deutschland gerichteten Einkreisungspolitik

lich der Walvisch-Bai und Angra Pequena sofort annektierten. Um zu verhindern, daß die deutsche Regierung mit einer Flaggenhisselfest in Angra Pequena zuvorkomme, unterhielt Granville inzwischen mit der deutschen Regierung eine umstöckliche Korrespondenz über eine vom Londoner Kabinett plötzlich aufgeworfene Forderung, daß Angra Pequena keine deutsche Strafkolonie werden dürfe.

Da rifi Fürst Bismarck die Geduld, und er befahl am 23. August, daß in den Gebieten, welche die Gesellschaft Hansemann-Bleichröder-Dyes bei der Walvisch-Bai erworben hatte, „unverzüglich die deutsche Flagge gehißt werde“.

Es wird erzählt, Granville habe am Abend jenes Tages, an dem er in der Unterredung mit Herbert Bismarck den ahnungslosen Greis gespielt hatte, bei

seinen Freunden im St.-James-Club durch eine pointenreiche Erzählung dieser Szene so viel Erfolg erzielt, daß er sie späterhin noch oft zum Besten geben mußte.

Versäumte Allianz

Infolge des aggressiven Vorgebens Russlands in Afghanistan erreichten im Frühjahr 1885 die Beziehungen zwischen London und Petersburg einen solchen Grad der Spannung, daß mit dem baldigen Ausbruch eines bewaffneten Konfliktes zwischen den beiden Mächten gerechnet werden mußte. Alter Tradition gemäß sahen sich die Staatsmänner in London daher nach Bundesgenossen um, die sich bereitgefunden haben würden, für Großbritannien den Krieg gegen Russland zu Lande zu führen. In dem damaligen Kabinett Salisbury nahm Lord

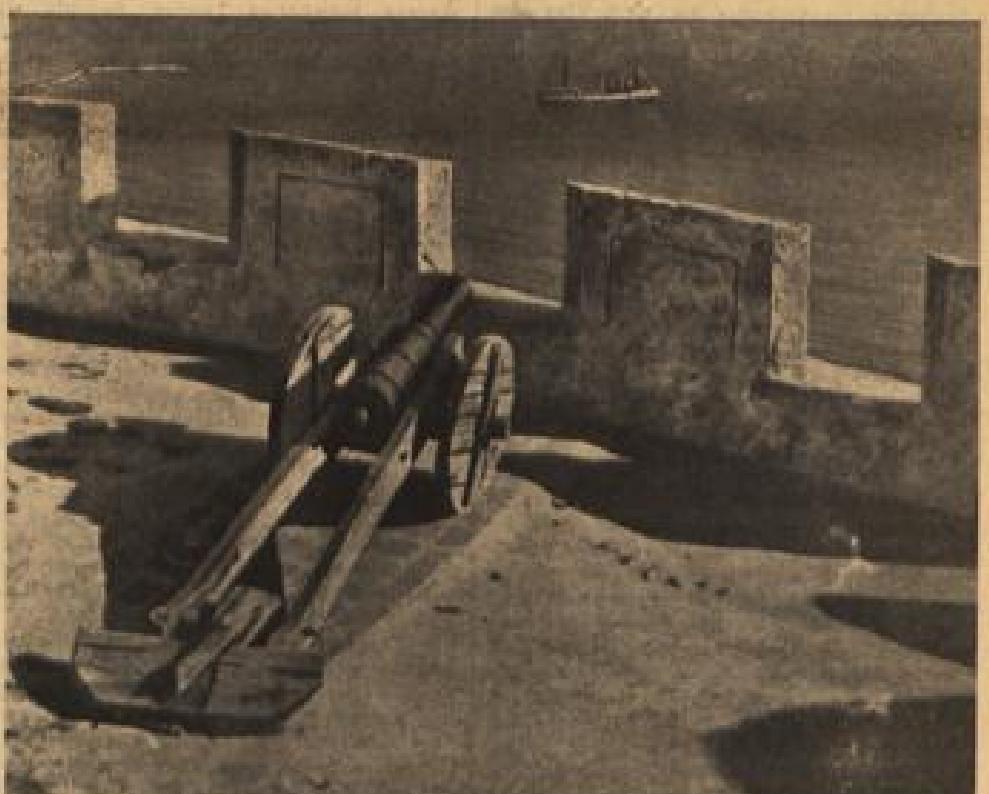
Salisbury auf die Versicherung, daß die freundschaftlichen Beziehungen zwischen den beiden Nationen eine genügende Gewähr für die verhönlische Ordnung jeder etwa auftauchenden Frage böten. Es mußte Bismarck daher sehr überraschen, als er einem Londoner Berichter vom 5. Dezember entnahm, Randolph Churchill habe in einem Gespräch mit dem deutschen Botschafter die Bemerkung gemacht, er bedauere, daß eine Allianz mit Deutschland trotz dem von ihm angelegten Briefwechsel zwischen Lord Salisbury und dem deutschen Reichskanzler nicht zustandegekommen sei. Dieser merkwürdige Versuch Englands, eine Allianz zu starten, ohne sich selbst zu den notwendigen Verhandlungen über die gegenseitigen Verpflichtungen zu stellen, erfuhr in dem Erlasses, mit dem Bismarck den Hatzfeldschen Bericht beantwortete, die folgende klassische Charakterisierung: „Wenn England klare und feste Ziele hätte und vor allem den Mut, sich öffentlich dazu zu bekennen, so würde es jedes Bündnis finden, welches es brauchen könnte, aber wenn zu den parlamentarischen Schwankungen noch Mangel an Entschlossenheit und Aufrichtigkeit kommt und die Neigung, den Bundesgenossen mit einer gewissen egoistischen Bauernfängerlei zu verbrauchen, so sieht sich jeder vor.“

Als im Sommer darauf die englische Regierung einen russischen Vorstoß nach Konstantinopel, der auch die britische Stellung in Ägypten bedroht hätte, zu befürchten glaubte, sagte der inzwischen zum Schatzkanzler und konservativen Führer im Unterhaus vorgestrickte Lord Randolph Churchill zum deutschen Botschafter: die konservative Regierung vermöge keine auswärtige Politik zu betreiben, die einen Bruch der unionistischen Mehrheit in der Kammer herbeiführen könnte, einem liberalen Gegen von der Rücksichtslosigkeit Gladstones gegenüber, darf sich das Kabinett auf keinen Fall dem Vorwurf aussetzen, das Land in kostspielige Abenteuer zu stürzen; daher könne England eine leitende Stelle nach außen hin nicht übernehmen, sondern sich nur einer an der Entwicklung auf dem Balkan unmittelbar interessierten Macht, wie Österreich, mit

legenheit kam es auch zu einer Unterredung zwischen Salisbury und Herbert Bismarck über die deutsche Anregung. Der englische Premierminister klagte darüber, daß die Zeiten Pläne, in denen die Aristokratie eine aktive Politik betreiben konnte, einem demokratischen Parteidienst gewichen seien, das die Regierung zur Impotenz verurteile. Unter solchen Umständen könne er, Salisbury, für den Augenblick nichts anderes tun, als den Vorschlag des Reichskanzlers „auf dem Tisch liegen zu lassen, ohne ja oder nein zu sagen.“

Diese Erfahrungen des Fürsten Bismarck mußten auch für seine Nachfolger maßgebend bleiben. Kein englischer Staatsmann der Epoche zwischen dem deutsch-französischen Krieg und dem ersten Weltkrieg hatte persönlich eine so starke Stellung gegenüber der Öffentlichkeit, dem Parlament und der Krone wie Lord Salisbury. Kein anderer war wohl auch einem dauernden Freundschaftsverhältnis zu Deutschland geneigter. Wenn also dieser dem Gedanken eines formellen Bündnisses zwischen den beiden Nationen nicht zugänglich war und sich außerstande fühlte, eine solche Verpflichtung im Parlamente zu vertreten, so galt vollauf für jede andere politische Regierung, die etwa so tat, als suchte sie eine Anlehnung an das Reich, die von Bismarck gewonnene Auffassung, es liege im Wesen der britischen Politik, nur ein solches Arrangement mit Deutschland anzustreben, das zwar die Politik des Reiches festlege. Großbritannien aber nicht die Hände binden.

Dies erklärt auch durchaus die Haltung der deutschen Regierung gegenüber dem angeblichen Bündnisführer Englands vom Jahre 1901, den der Legationsrat Freiherr von Eckardstein in einem Gespräch mit dem englischen Kolonienminister Chamberlain festgestellt haben wollte. Im Verlauf der Verhandlungen, die sich daran knüpften, erhob das Kabinett Salisbury vor allem die Forderung, es möge ihm der genaue Inhalt der Verträge zwischen Deutschland, Österreich-Ungarn und Italien vertraulich mitgeteilt werden. In einer Unterredung zwischen Wilhelm II. und Eduard VII. auf Wilhelmshöhe am 23. August 1901 sollte die Möglichkeit einer bündnisähnlichen Verständigung



AGADIR !
„Deutschland bedroht den Weltfrieden!“ Das war schon 1901 die Propagandatheorie der Entente Cordiale geworden, als Deutschland in Marokko auf dem Recht der „offenen Tür für alle“ bestand.

moralischer Unterstützung („moral support“) anstreben, wenn es gleichzeitig auch eines solchen moralischen Rückhaltes seitens der deutschen Regierung sicher wäre. Unter den Bericht des Grafen Hatzfeld über diese Auslassungen Randolph Churchills schrieb Herbert Bismarck: „Mir scheint Churchill will uns über den Löffel barbieren.“

Indessen lößten in der Folge der bedrohlich anschwellende Druck, den Zar Alexander III. auf die deutsche und österreichisch-ungarische Politik auszuüben versuchte, die Nachwirkungen der hoolangistischen Bewegung in Frankreich und die ersten Anzeichen einer russisch-französischen Verständigung den Fürsten Bismarck schwere Besorgnisse ein. Er entschloß sich deshalb, im Januar 1889 Lord Salisbury durch den Grafen Hatzfeld in vertraulicher Form seine Überzeugung ausdrücken zu lassen, daß der Friede nicht sicherer erhalten werden könnte als durch den Abschluß eines Vertrages zwischen Deutschland und England.

Salisbury weicht aus

Als sich Hatzfeld seines Auftrages entledigte, erbat Salisbury einige Zeit zu reiflicher Überlegung, kam aber auf die Sache dann nicht mehr zurück. In der zweiten Hälfte März entzündete Bismarck seinen Sohn Herbert in besonderer Mission nach London. Bei dieser Ge-

nochmals erwogen werden, aber Salisbury hatte den Faden vorher bereits mit der Erklärung durchschritten. Englands Sicherheit hänge nicht von Bündnis-sondern von seinen Kreidefeilen und seiner Flotte ab.

Zeit der Drohungen

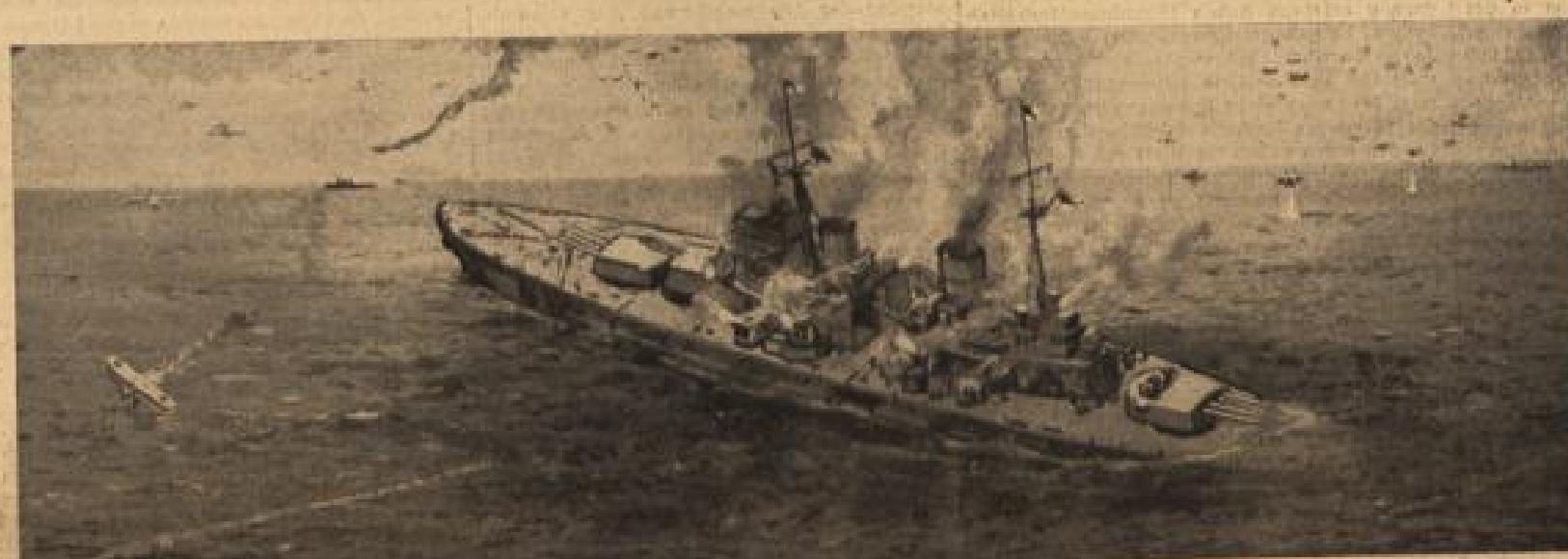
Was konnte einen so gemessenen Staatsmann wie Salisbury veranlassen, Deutschland an die Kreidefeilen von Dover und an die britische Flotte zu erinnern? Es war die Sorge um die Aufrechterhaltung der englischen Seeherrschaft. Die bisher versuchte Methode der Einschüchterung hatte versagt, es kam die Epoche der Drohungen. Der Erste Lord der Admiralität Lee wagte eine Sprache, die in Friedenszeiten zwischen zwei großen Nationen damals unglaublich war: „Den Deutschen muß man jede weitere Entwicklung ihrer Flotte verbieten“, forderte er in einer Rede und Jahr wörtlich fort: „Wenn es aber trotz allem zum Krieg kommen sollte, so werden wir die deutsche Flotte vernichten, ehe die Deutschen die Kriegserklärung in den Zeitungen lesen werden.“ Bei Gelegenheit eines Besuches Edwards VII. auf Schloss Friedrichshof im August 1906 schlug der permanente Unterstaatssekretär im Foreign Office Sir Charles Hardinge im königlichen Auftrag dem deutschen Kaiser selbst ins Gesicht den Ton des Admirals Lee an, bis er, von Wilhelm II. mit der Bemerkung: „Dann

wenden wir eben kämpfen!" zurechigewiesen, den Kaiser bat seine Worte als verehentliche und private Äußerungen zu vergeben.

Sir Ernest Cassel erscheint

Nachdem das Gewitter noch einmal vorübergezogen war, meldete sich am 29. Januar 1912, beim Deutschen Kaiser von Ballin eingeführt, Sir Ernest Cassel. Die Berufung dieses Finanzpolitikers auf eine geheime Mission, die ihm von der englischen Regierung übertragen worden wäre, und ein von ihm vorgewiesenes Blatt Papier, das in einem Tele-

grammstil von nicht ganz 100 Worten die Skizze eines Abkommens in drei Punkten enthielt, jedes Zeichen eines amtlichen Ursprungs aber vermissen ließ, taten das Übrige, um dem seltsamen Sendboten innerhalb weniger Stunden die Tür zum kaiserlichen Arbeitszimmer zu öffnen.



grammstil von nicht ganz 100 Worten die Skizze eines Abkommens in drei Punkten enthielt, jedes Zeichen eines amtlichen Ursprungs aber vermissen ließ, taten das Übrige, um dem seltsamen Sendboten innerhalb weniger Stunden die Tür zum kaiserlichen Arbeitszimmer zu öffnen.

Asquith, der damalige Premierminister, und Grey, der zu jener Zeit die auswärtige Politik Englands leitete, wollten später von dem Schrift nichts gewußt haben; nur aus den Angaben Churchills in „The World Crisis“ kann man schließen, daß Cassel vor seiner Reise tatsächlich Besprechungen mit einigen Mitgliedern des englischen Kabinetts gehabt hatte. Der Kern des Vorschlags war: Zurückziehung der deutschen Flotten vorlage. Cassel versprach für den Fall einer günstigen Aufnahme, daß Grey und Churchill — seit 23. Oktober 1911 Erster Lord der Admiraltät — alsbald in der deutschen Hauptstadt erscheinen würden.

Die Antwort der deutschen Regierung zeigte die Bereitwilligkeit zu einer Verständigung mit einem Ernste, der in einem heute schwer verständlichen Maße die englische Regie verkannte. Doch sah man sich immerhin zu einer Erklärung veranlaßt, man könne zunächst von der dem Reichstag und dem deutschen Volk bereits angekündigten Flottennovelle nicht mehr abgehen. Grey und Churchill blieben daraufhin zu Hause, nur der Kriegsminister Lord Haldane wurde der Form halber nach Berlin geschickt. Seiner Mission kam keinerlei politische Bedeutung mehr zu, wie Grey dem französischen Botschafter Paul Cambon versicherte, noch ehe Haldane seinen Fuß auf das Berliner Pflaster gesetzt hatte. Kurze Zeit darauf beschloß man in London, das Mittelmeergeschwader nach der Nordsee zu ziehen und marinestrategische Besprechungen mit der Petersburger Regierung einzuleiten. Nebenbei versuchte Grey, die Zwischenräger Cassels und Ballins auf eine deutsche Anregung zurückzuführen.

Bald darauf geschah es, daß die Bewohner der englischen Insel eines Morgens beim Erwachen sich einer furchtbaren Errscheinung gegenübersehen: der See, die sie so viele Jahrhunderte schützend umschlossen hatte, war das Gespenst einer deutschen Invasion entstiegen. Wie auf ein verabredetes Zeichen sprach man in der Presse, im Parlament, in den politischen Clubs, in Hyde Park-Corner nur mehr von der Möglichkeit einer überraschenden deutschen Landung an der englischen Küste. Das

war das Signal zu einem offenen Kampf gegen den deutschen Flottenbau. Das englische Kabinett glaubte ihn dadurch wirksam zu unterstützen, daß es der deutschen Politik überall, wo immer es Gelegenheit fand, in Paris, auf dem Balkan, in Vorderasien, in Marokko, mit großer Scharfe entgegengestellt. Es war die falsche Tönung, seit 30 Jahren immer die gleiche falsche Tönung, in der man zu Deutschland sprach, wenn man in London die deutsche Regierung an den Verhandlungstisch zwingen wollte. Diese Versuche, Deutschland einzuschüchtern, steigerten sich zur Zeit der zweiten Ma-



Die Einkreisungspolitik ist am Ziel: Sir Edward Grey bei seiner Rede im Unterhaus am 3. August 1914 an die sich die Kriegserklärung an Deutschland anschloß

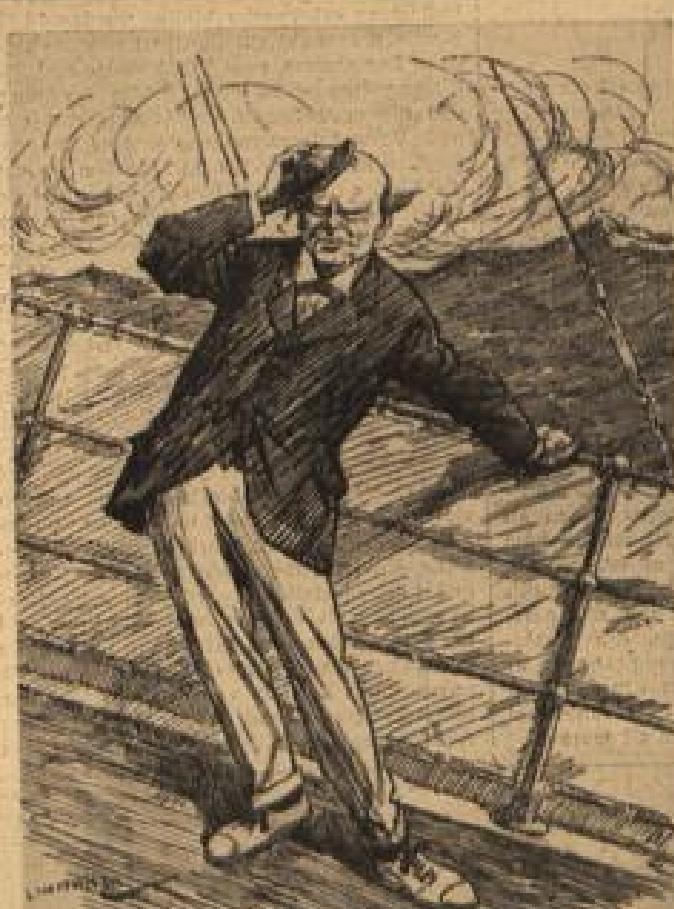
Nach der hochmüden Abweisung deutscher Lebensrechte die Drohung mit der Flotte. So war es vor dem Weltkrieg, so sollte es auch dem Weltkrieg hierbei sein.

dem ersten Weltkrieg den Stempel aufgedrückt hat, war Lord Curzon, den nur ein Zufall verhindert hat, im Mai 1923 zur Ministerpräsidentschaft aufzusteigen. Harold Nicolson hat in seinem 1934 erschienenen Buch „Curzon. The last Phase“ über die Tätigkeit dieses von ihm glorifizierten Staatsmannes gesagt: „Die vier Jahre, Lord Curzons im Foreign Office werden noch lange ein Problem bleiben. Hier war ein Mann mit großer Intelligenz, blassender Energie, klaren Idealen, unvergleichlichem Wissen, reicher Erfahrung; diesem Manne wurde eine Gelegenheit geboten, wie sie einem Staatsmann von heute nur selten zuteilt wird — und trotzdem, und obwohl sein Urteil in fast allen Fällen richtig und klar vorausschauend war, sank die britische Politik unter seiner Führung vom Gipfel höchster Macht zu einem Tiefpunkt der Ohnmacht herab, wie sie seit der Restaurierung nur selten erreicht wurde.“

Niemals hat es in der Geschichte ein Rätsel gegeben, das einfacher zu erklären gewesen wäre als dieses. Die Antwort ist: weil nirgends der politische Mensch so weit hinter der Zeit zurückgeblieben ist wie in England. Ist es begreiflich, daß dieser Nicolson, der als Diplomat in den ersten Nachkriegsjahren manchen tieferen Einblick in die äußerbritische Welt werfen durfte, an Curzon vor allem dachte: „Er glaubte zunächst daran, daß Gott das britische Reich zum Werkzeug seines Ratschusses ausnehmen hat?“ Die Politik des englischen Hochmutes fand in Winston Churchill schließlich den Mann der England zu seinem Unglück in den zweiten Weltkrieg steuerte.

Der klagende Ton eines Signalhorns von irgendinem Kriegsschiff in einem Mittelmeerhafen“, so schreibt Nicolson über die Gefühlsseite bei Lord Curzon, „ein Sikhs-Wachposten in kalter Ghizort, der die Flagge salutierte, ein Feldwebel vom Train, der Medikamente auslud in Bushire, eine Pinasse, die unter der weißen Flagge den Jangtse Kiang hinaufschlich, eine Abteilung des Kamelkorps in Abu Hamed, die weißen Enten des Hafenoffiziers in St. Helena — das alles gab ihm das Gefühl von Rassensouveränität, Rasseleistung und persönlicher Rechtfertigung.“

Die Pinasse auf dem Jangtse Kiang ist jetzt von den Japanern eingesogen worden, das Kriegsschiff in dem Mittelmeerhafen muß sich hüten, durch klagende Signale die Aufmerksamkeit feindlicher Flieger auf sich zu lenken, der Sikhs-Wachposten meint vielleicht in dieser Stunde: „Nur die weißen Enten auf St. Helena sind noch übrig. Das ist heute die englische Wirklichkeit.“



THE LORD OF EARTH AND AIR.

Mr. Winston Churchill im Jahr 1902 sagt: „UNFORTUNATELY THE SEA IS ONE FEW ELEMENTS WHICH ARE NOT AT PRESENT UNDER MY CONTROL.“

„Unglücksrabe ist das Meer das einzige Element, das sich gegenwärtig nicht unter meiner Kontrolle befindet.“ Diese Karikatur aus dem „Punch“ von 1921 ist heute bittere Wirklichkeit für Churchill geworden



3. September 1939: Neville Henderson, Englands-Botschafter in Berlin erhält seine Pinse und verläßt das Auswärtige Amt. Wieder hat Englands Politik des Hochmuts und der Verschwendigkeit für deutsche Lebensnotlagen Europa in den Krieg gestürzt

schen, deshalb in London nicht als bewährte außenpolitische Tradition auch nach dem Jahre 1933 angesehen werden durften, weil diese Politik bereits einmal zum Krieg geführt und weil sich Versailles und allen Versailler Methoden zum Trotz der Bismarckische Reichsgefeinde als widerstandsfähig erwiesen hatte. In den letzten siebzig Jahren aber hat sich nach Ansicht Londons nichts ereignet, wodurch das deutsch-englische Verhältnis auf eine andere Ebene gehoben worden wäre.

Der englische Minister, der der britischen Außenpolitik in den Jahren nach

Der Nachkriegs-Salisburys und Greys bei Roosevelt. Die gleiche Politik anglo-amerikanischen Hochmuts auf Ende 1941 Japan gezwungen, um sein Lebenrecht zu kämpfen



Drei Städte machen Jahresbilanz

Bremen — München — Stuttgart

Städte machen in jedem Jahre einmal Bilanz, im Frieden und im Krieg. Sie legen Leistung ab vor ihren Bürgern, stellen einen Haushaltssplan auf, der ihre Ausgaben und Einnahmen ausweist, und verhandeln mit Hilfe der Statistik die Leistungen, die sie für ihre Einwohner vollbracht haben, in statliche Reihen von Zahlen, die nur mit Hilfe der Phantasie wieder das vielgestaltige, reiche Leben anzunehmen, aus dem sie entstanden sind, an dem jeder Bürger teilhatte. Er wird sich kaum dessen bewußt, wie großer Mühen und Aufwendungen, welche eines schwierig auftretenden Verwaltungsauftritts, wie vieler Überstunden Tausender von Beamten, Angestellten und Arbeitern und wie zahlreichen Sitzungen der Ratsherren und Beigeordneten bedurft, um das Dasein mit der Sicherheit zu umgeben, die er als selbstverständlichen hält.

Bremen, München und Stuttgart, deren Bilanzen für das völker Kriegsjahr 1940/41 heute vorliegen und durch ihre Oberbürgermeister den Ratsberren und den Baumschmied (und damit auch der Öffentlichkeit) erstattet wurden, sind drei Städte, die sich nicht nur durch ihre geographische Lage, sondern auch durch ihre Größenverhältnisse, den Charakter ihrer Einwohner, ihre Bedeutung, ihre besonderen Autobahnen, ihre Geschichte, ihr Wesen sehr stark voneinander abgrenzen. Jeder, der sie kennt, verbindet mit ihnen, hört er nur ihren Namen, eine fest umrissene Vorstellungswelt, die ihre Bilder aus der Landschaft, in der die Städte wuchsen, bezieht, aus sicherem Erinnerungen an ihren baulichen Aufbau, an bestimmte Gebäude, Bauwerke, Plätze und Straßen, und sich keineswegs nur auf das Münchener Hofbräuhaus, die Rebenhügel zwischen denen Stuttgarts Gleise liegen, und den Bremer Ratskeller zu beschreiben braucht. Davon steht in den Jahresberichten nichts, die sich an nüchterne, sachliche Tatbestände halten. Sie sind sich daher in vielen Punkten ähnlich und lassen sich sogar miteinander vergleichen, weil, im Süden wie im Norden, der Krieg dem Leben vielfach die gleichen äußerlichen Formen gegeben hat.

Ein Familienkreis

Trotzdem: Städte sind wie Familien. Sie leben, wie diese eng verbunden mit dem Schicksal des ganzen Volkes und den Geschichtsmomenten der Zeit, denen sie ihren Tribut zahlen müssen, doch auch noch ihr eigenes Dasein, ihre eigenen Freuden, Pläne, Sorgen und Nöte. Sie bewahren, heute vielleicht angstlicher denn je, ihre Eigenheiten, die aus ihrer Geschichte und Tradition wuchsen und sie unverkennbar absetzen von anderen, so sehr auch die zeitbedingten Erkenntnisse des Krieges bemüht sein mögen, die Existenzformen des Menschen zu normen, die Verwaltungsauftritte der Behörden auf bestimmte Aufgabengebiete zu konzentrieren und überhaupt das ganze Leben unter die allgemeine gültigen Bedingungen überall gleicher Pflichten, Leistungen, Notwendigkeiten oder auch Entbehrungen und Verzichte zu stellen. Am Wesen, am Charakter der Städte ändert sich dadurch nichts.

Liest man die Bilanzen dieser drei Städte, so sieht man sofort, daß die Kriegsaufgaben in ihnen genau die gleichen sind und daß alle Kräfte angespannt wurden, sie zu erfüllen. Bremen ist unter den drei Städten diejenige, die dem Kriege selbst oft am nächsten war. Es erlebte Pfeileralarme bei Tag und bei Nacht, und es sah, wenn wieder einmal Bomben auf Wehranlagen gefallen waren, daß die Stadt alle Vorbereitungen getroffen hatte, um Luftangriffsschäden schnell zu beseitigen. Die Abwehr standen verstärkt wurde und die Luftschutzeinrichtungen unermüdlich mit allen modernen Mitteln verbessert wurden. Bremen ist die erste deutsche Stadt, in der Männer der Polizei, des Selbstschutzes, des Sicherheits- und Hilfsdienstes mit dem Eisenkreuz ausgezeichnet wurden wie Soldaten, die sich an der Front hervortun.

Das Beweisen hat, fast nur für kriegswichtige Aufgaben, einen Umfang angenommen, der über die normale Friedenszeitigkeit weit hinausgeht. Es umfaßt, in Bremen, den Bau starker öffentlicher Bunker, Aufzäumungsarbeiten und Beseitigung von Sachschäden, aber auch die Beschaffung zusätzlicher Arbeitskräfte, ihre Unterbringung und Betreuung in Barackenlager oder anderen Unterkünften, die Verteilung der Baustoffe und Konzernlizenzen, Aufgaben, die mit der Dauer des

Krieges nicht leichter werden. Auch in Stuttgart und in München hat man vorzüglich Leistungmaßnahmen ergriffen und darüber manche andere Arbeit zurückstellen müssen.

Schuhe, Seife, Möbel

Der Krieg hat die Ernährungs- und Wirtschaftsämter geschaffen. Die Städte haben sie einrichten und mit Personal besetzen müssen, um ihre größte und wichtigste Aufgabe, die Bevölkerung reibungslos und regelmäßig mit Nahrungsmitteln und bezugsbeschränkten Waren zu versorgen, erfüllen zu können. Es war zuerst oft ungeschultes Personal, das sich einarbeiten mußte und sich in vielen Überstunden den ungestörten Ablauf des Verteilungssystems sicherte. Es werden heute aber Lebensmittel bewirtschaftet: Spannstoffe, Schuhe, Seife, Kohle, Treibstoffe, Reifen, Treibriemen, Erdöl, Testbenzin und Möbel. Und es spielt für das Maß der Schwierigkeiten, die der ständig wachsende Apparat verursachte, kaum eine Rolle, ob eine Stadt von 828 000 Einwohnern wie München, 460 000 wie Stuttgart oder 342 000 wie Bremen, ob sie wie Berlin vier Millionen oder, wie irgendwelche Kleinstadt, nur zehntausend zu bekämpfen und zu ernähren braucht, die Anforderungen sind überall, abgestuft nach der Größenordnung der Städte und den dadurch bedingten Möglichkeiten und Hilfsmitteln, gleich groß. Jede Lebensmittelmarke, jeder Warenantrag, jeder Bezugschein muß geprüft, gebucht, abgerechnet werden. Kaum hatte der Apparat, der dazu erforderlich war, ein scheinbar festes Fundament, mußte er schon wieder vergraben werden, weil neue Aufgaben hinzukamen.

München hat in diesem Jahre nicht weniger als 2000 Fristen und Weisungen gezählt, die durchgeführt werden mußten. Es nimmt auch sonst noch einige aufschlußreiche Zahlen. Im Januar 1941 besuchten 80 000 Menschen die Kohlenstelle, von Januar bis April schrieben monatlich zehn- bis zwanzigtausend Einwohner ebendaselbst Briefe. Die 48 Kartenverteilungsstellen Münchens wurden in der Woche von etwa 100 000 Personen aufgesucht. Im Laufe des Jahres mußten 69 523 000 Lebensmittelkarten gebucht werden, ohne die bessernenden Gruppen der Schwer-, Nacht- und Langarbeiter, die Zulagekarten bekommen, ohne die Urlauber, die Ausländer, die Krankenhäuser, Kliniken, Anstalten, Kindergarten, Hotels, Pensionen und Gefangen.

Seit der ersten Kleiderkarte gab München 200 Millionen Punkte aus, bis Oktober 1940 aber kamen in München, obwohl noch reiche Reserven in der einheimischen Bevölkerung vorhanden sein mußten, bereits 230 Millionen Punkte zurück, ein Beweis dafür, daß schätzungsweise ein Viertel des Münchener Textilumsatzes auf Ortsfremde entfallen war.

Stuttgart unterhält 35 Kartenstellen. Mit seiner Hauptluftbereitschaft, einer städtischen Einrichtung, der 600 Lastkraftwagen zur Verfügung stehen, wurden 180 000 Transportauf-

tage für Lebensmittel, Kohlen und andere Waren durchgeführt.

Die Spannstoff- und Schuhkontingente der Städte sind begrenzt. München konnte etwa 60 Proz. der Schuhwünsche seiner Bürger befriedigen, Stuttgart darf, daß das Personal der Armeen immer wieder vor der unendlichen Aufgabe steht, aus einer großen Reihe an sich wohlbegrunder Anträge die dringlichsten auszuwählen und die übrigen abzulehnen, eine Aufgabe, die ebensoviel Takt wie Menschenkenntnis erfordert.

Seit dem Sommer 1941 wird auch der Kauf von Möbeln behördlich geregelt. München stellte vom August bis Anfang November Bedarfsscheine aus für 250 Wohnzimmer, 800 Küchen, 950 Schlafzimmer und 4500 Einzelmöbel. (Im gleichen Jahr wurden 8000 Ehen geschlossen.)

Die Einnahmen und Ausgaben

Der Steuereingang der Städte wird in ihren Bilanzen befriedigend und gut genannt. Die Haushaltssätze sind ausgeglichen. Schulden brauchten nicht gemacht zu werden, im Gegenteil, vorhandene Schulden wurden fortlaufend abgedeckt. In Bremen ist die finanzielle Lage gespannter als in den süddeutschen Städten. Es fehlen die Haftemitteln. Trotzdem ist das Bild der wirtschaftlichen Entwicklung gut, die Sparkassen-Guthaben haben in München ebenso wie in Bremen und Stuttgart zugenommen. Der Aufschwung an Vergnügungssteuer, berichtet München, ist durch den erheblich gestiegerten Besuch der Lichtspieltheater mehr als ausgleichend.

Bremen schließt seinen Haushalt 1941 mit einem Ausgabenbetrag von 132 Millionen RM.

Die Einnahmen passen sich an, so daß eine aus vergangenen Jahren bereitgestellte Reserve nur zum Teil beansprucht zu werden brauchte. Münchens Jahresrechnung für 1940 schloß noch mit einem Überschuss, für 1941 gleich sie Ausgaben und Einnahmen aus, obwohl zahlreiche Ausgaben eine Steigerung erfahren haben (Familienunterhaltskosten, Luftschutz, Kriegskämter). Stuttgarts Jahresabschluß 1940 war infolge der angespannten Personallage ziffernmäßig im Januar 1942 noch nicht fertiggestellt, doch ließ der Stand der Buchungsarbeiten den Schluß zu, daß (noch schon für 1941) der Haushaltsumzug erfolgt sei. Der Haushaltsumzug bestand zum Ausgleich kommen werde. Das Bruttovermögen Stuttgarts wird mit etwa 400 Millionen ausgewiesen, denen 37,8 Millionen RM. Schulden gegenüberstehen. Die planmäßige Schuldentlastung wurde, ebenso wie in Bremen, das seine Schulden auf 180 Millionen RM. beziffert, auch in diesen Jahren fortgesetzt.

Die Wohnungslage

Die finanziellen Sorgen beginnen erst da, wo die Städte an ihre großen Zukunftsaufgaben denken, vor allem an den Wohnungsbau. München bezeichnet die Wohnungsnachfrage als "wirklich bedrohlich". Bremen spricht

Das Darlehen für die Ehe

Daß man sich 1937 entschloß, die Eheschließungen durch ein Darlehen zu fordern, befindet sich die Frühehen, das heißt die Ehen, die junge Männer zwischen 21 und 23 Jahren schlossen, in einer stark rückläufigen Bewegung. 1934 heirateten von tausend ledigen Männern noch 80 zwischen 22 und 23 Jahren, in den folgenden Jahren bis 1938 aber nur noch 37, 44, 33 und 29. Der Rückgang erklärt sich vor allem dadurch, daß die schwachbetrachteten Jahrgänge 1915/18 ins befristbare Alter kamen, aber auch durch die Einführung der zweijährigen Wehrpflicht und der Arbeitsdienstpflicht.

Hier kommt auch das Ehesstandardsdarlehen keine Wunder herbei. Trotzdem hat es, wie aus einer Untersuchung des Statistischen Reichsamtes über die bevölkerungspolitische Bedeutung der Ehesstandards darlehen hervorgeht, in gewissem Sinne doch zu einer Verjüngung der Ehe geführt, indem es vor allem jungen Männern die Heirat ermöglichte, die sonst noch aus wirtschaftlichen Gründen hätten warten müssen. Die Aufgliederung der Darlehensbewerber nach Alter und Beruf zeigt, daß das vom Staat gegebene Darlehen für wirtschaftlich schwächere

Schichten, Arbeiter, Angestellte oder unselbstständige Handwerker die Vorverlegung der Heirat um eine Zeitspanne von Monaten bis zu zwei und drei Jahren ermöglichte. In den verschiedenen Altersstufen ist zu beachten, daß darin der Prozentsatz der mit Darlehen Heiratenden jeweils höher ist als der jungen Paare ohne Darlehen. Der Überblick umfaßt die Zeit von 1937 bis 1939. Auf diese Jahre bezogen, waren von den mit Darlehen heiratenden Männern 7,4, 5,3 und 4,4 Proz. unter 23 Jahre alt, von denen ohne Darlehen Heiratenden nur 3,9, 2,6 und 2,7 Proz.

Bei einer Gesamtbetrachtung zeigt sich, daß in diesen Jahren die Männer in den mit Darlehen geschlossenen Ehen durchschnittlich um 3,6 bis 4,3 Jahre jünger waren als die Männer, die für die Eheschließung kein Darlehen beantragten. Und es ist, obwohl die Statistik darüber noch keine Auskunft gibt, kaum zweifelhaft, daß die Ehepaare, die ein Darlehen beantragten, die gesetzliche Möglichkeit in Rechnung zogen, es durch Geburten zu tilgen, zumal in den Darlehensehnen fast drei Fünftel der Frauen bei der Heirat noch nicht 25 Jahre alt waren.

vom „dringend notwendigen“ Wohnungsbau, und Stuttgart, das immerhin in diesem Sommer noch 300 Wohnungseinheiten fertigstellen will, hat große Anstrengungen gemacht, den vorhandenen Wohnraum gerecht zu verteilen. Dabei ließ sich feststellen, daß 700 bis 800 Großwohnungen mit fünf und mehr Ziimmern nur noch von alleinstehenden Personen bewohnt werden, eine Erscheinung, die ebenso auch in anderen Städten auftritt. An die Inhaber solcher Großwohnungen ist, da Zwangsmaßnahmen nicht ergriffen werden können, nicht ohne Erfolg appelliert worden. Großwohnungen, die der Stadt Stuttgart gehören, wurden frei gemacht (im ganzen 465) und konnten an Familien mit Kindern vermietet werden. Als „ernste Sorge“ bezeichnet Stuttgart aber auch die Schulraumnot. Es traten 1940/41 2300 Schulanfänger mehr ein, als benötigte Räume, und zwar vierzig bis fünfzig Klassen, die nicht oder nur behelfsmäßig vorhanden sind.

München zählt 24 276 wohnungssuchende Familien. Vier Pfundel der Vorgemerken sind bereit, eine Miete bis zu 60 RM. aufzubringen, die Hälfte der Wohnungswünster würde aber lieber nur 40 RM. Miete zahlen für eine Wohnung von 2½ bis 3½ Ziimmern. Die während des Krieges in Stuttgart fertiggestellten Wohnungen kosten 35 bis 38 RM. (für 3 Zimmer) und 44 bis 47 RM. Miete (für 4 Zimmer).

Obwohl die Zahl der augenblicklich an den Münchner Hochschulen Studierenden im Vergleich zu Friedenszeiten gering ist, ist es nahezu unmöglich gewesen, ihnen auch nur in einigermaßen hinreichender Zahl Zimmer zu verschaffen. Die verfügbaren Untermieträumlichkeiten sind restlos ausgenutzt, die vorhandenen Aufnahmemöglichkeiten erschöpft.

Diese Knappheit auch des mobilisierten Wohnraums machte eine sorgsame Kontrolle der Untermietpreise notwendig. Es wurden bis zum 1. Oktober 1941 6000 Untermietverhältnisse geprüft und in 1204 Fällen Mietenkürzungen mit einem Jahreswert von 120 000 Reichsmark vorgenommen.

Im Gesundheitsamt

Auch die Arbeiten der städtischen Gesundheitsämter schreibt der Krieg vor. Sie gelten vor allem der ausreichenden ärztlichen Versorgung der Zivilbevölkerung, dem Gesundheitschutz, der Abwehr von Seuchen.

In München wurden an 45 000 Schülern und Kleinkindern Diphtherieschutzimpfungen durchgeführt. In Stuttgart an insgesamt 25 000. Hier erkrankten im vergangenen Jahre 544 Kinder an Diphtherie, unter denen sich nur 33 schutzgeimpfte Kinder befanden, von denen keines starb.

Bremen nennt den Gesundheitszustand der Bevölkerung befriedigend. Stuttgart bezichtet den Ernährungsstand der Schulkinder als ebenso gut wie in Friedenszeiten.

Das Gesundheitsamt in München legte in diesem Jahr 40 000 Personen- und Sippensachen an, 60 000 Karten für die erbbiologische Kartei und führte 20 000 Röntgenaufnahmen durch. In den 37 Beratungsstellen Münchens für Männer, Säuglinge und Kleinkinder wurden 60 000 Männer betreut, und Familienpfleger führten 100 000 Heubesuche aus. Die städtischen Anstalten, Weissenhäuser, Kinderasyl, Kinderheime konnten ihren Betrieb ohne Schwierigkeiten aufrecht erhalten. Zur Entlastung arbeitender Mütter wurden 10 000 Kinder beaufsichtigt. Stuttgart richtete zweieinhalb Tagesthemen, zwei Schülerbüro und drei Kindergärten ein. Beide Städte erwähnen, daß die erziellichen Verhältnisse gut sind in Friedenszeiten.

Das Gesundheitsamt in München legte in diesem Jahr 40 000 Personen- und Sippensachen an, 60 000 Karten für die erbbiologische Kartei und führte 20 000 Röntgenaufnahmen durch. In den 37 Beratungsstellen Münchens für Männer, Säuglinge und Kleinkinder wurden 60 000 Männer betreut, und Familienpfleger führten 100 000 Heubesuche aus. Die städtischen Anstalten, Weissenhäuser, Kinderasyl, Kinderheime konnten ihren Betrieb ohne Schwierigkeiten aufrecht erhalten. Zur Entlastung arbeitender Mütter wurden 10 000 Kinder beaufsichtigt. Stuttgart richtete zweieinhalb Tagesthemen, zwei Schülerbüro und drei Kindergärten ein. Beide Städte erwähnen, daß die erziellichen Verhältnisse gut sind in Friedenszeiten.

In Bremen wurden an 45 000 Schülern und Kleinkindern Diphtherieschutzimpfungen durchgeführt. In Stuttgart an insgesamt 25 000. Hier erkrankten im vergangenen Jahre 544 Kinder an Diphtherie, unter denen sich nur 33 schutzgeimpfte Kinder befanden, von denen keines starb.

Das Gesundheitsamt in München legte in diesem Jahr 40 000 Personen- und Sippensachen an, 60 000 Karten für die erbbiologische Kartei und führte 20 000 Röntgenaufnahmen durch. In den 37 Beratungsstellen Münchens für Männer, Säuglinge und Kleinkinder wurden 60 000 Männer betreut, und Familienpfleger führten 100 000 Heubesuche aus. Die städtischen Anstalten, Weissenhäuser, Kinderasyl, Kinderheime konnten ihren Betrieb ohne Schwierigkeiten aufrecht erhalten. Zur Entlastung arbeitender Mütter wurden 10 000 Kinder beaufsichtigt. Stuttgart richtete zweieinhalb Tagesthemen, zwei Schülerbüro und drei Kindergärten ein. Beide Städte erwähnen, daß die erziellichen Verhältnisse gut sind in Friedenszeiten.

Das Gesundheitsamt in München legte in diesem Jahr 40 000 Personen- und Sippensachen an, 60 000 Karten für die erbbiologische Kartei und führte 20 000 Röntgenaufnahmen durch. In den 37 Beratungsstellen Münchens für Männer, Säuglinge und Kleinkinder wurden 60 000 Männer betreut, und Familienpfleger führten 100 000 Heubesuche aus. Die städtischen Anstalten, Weissenhäuser, Kinderasyl, Kinderheime konnten ihren Betrieb ohne Schwierigkeiten aufrecht erhalten. Zur Entlastung arbeitender Mütter wurden 10 000 Kinder beaufsichtigt. Stuttgart richtete zweieinhalb Tagesthemen, zwei Schülerbüro und drei Kindergärten ein. Beide Städte erwähnen, daß die erziellichen Verhältnisse gut sind in Friedenszeiten.

Das Gesundheitsamt in München legte in diesem Jahr 40 000 Personen- und Sippensachen an, 60 000 Karten für die erbbiologische Kartei und führte 20 000 Röntgenaufnahmen durch. In den 37 Beratungsstellen Münchens für Männer, Säuglinge und Kleinkinder wurden 60 000 Männer betreut, und Familienpfleger führten 100 000 Heubesuche aus. Die städtischen Anstalten, Weissenhäuser, Kinderasyl, Kinderheime konnten ihren Betrieb ohne Schwierigkeiten aufrecht erhalten. Zur Entlastung arbeitender Mütter wurden 10 000 Kinder beaufsichtigt. Stuttgart richtete zweieinhalb Tagesthemen, zwei Schülerbüro und drei Kindergärten ein. Beide Städte erwähnen, daß die erziellichen Verhältnisse gut sind in Friedenszeiten.

Das Gesundheitsamt in München legte in diesem Jahr 40 000 Personen- und Sippensachen an, 60 000 Karten für die erbbiologische Kartei und führte 20 000 Röntgenaufnahmen durch. In den 37 Beratungsstellen Münchens für Männer, Säuglinge und Kleinkinder wurden 60 000 Männer betreut, und Familienpfleger führten 100 000 Heubesuche aus. Die städtischen Anstalten, Weissenhäuser, Kinderasyl, Kinderheime konnten ihren Betrieb ohne Schwierigkeiten aufrecht erhalten. Zur Entlastung arbeitender Mütter wurden 10 000 Kinder beaufsichtigt. Stuttgart richtete zweieinhalb Tagesthemen, zwei Schülerbüro und drei Kindergärten ein. Beide Städte erwähnen, daß die erziellichen Verhältnisse gut sind in Friedenszeiten.

Das Gesundheitsamt in München legte in diesem Jahr 40 000 Personen- und Sippensachen an, 60 000 Karten für die erbbiologische Kartei und führte 20 000 Röntgenaufnahmen durch. In den 37 Beratungsstellen Münchens für Männer, Säuglinge und Kleinkinder wurden 60 000 Männer betreut, und Familienpfleger führten 100 000 Heubesuche aus. Die städtischen Anstalten, Weissenhäuser, Kinderasyl, Kinderheime konnten ihren Betrieb ohne Schwierigkeiten aufrecht erhalten. Zur Entlastung arbeitender Mütter wurden 10 000 Kinder beaufsichtigt. Stuttgart richtete zweieinhalb Tagesthemen, zwei Schülerbüro und drei Kindergärten ein. Beide Städte erwähnen, daß die erziellichen Verhältnisse gut sind in Friedenszeiten.

Das Gesundheitsamt in München legte in diesem Jahr 40 000 Personen- und Sippensachen an, 60 000 Karten für die erbbiologische Kartei und führte 20 000 Röntgenaufnahmen durch. In den 37 Beratungsstellen Münchens für Männer, Säuglinge und Kleinkinder wurden 60 000 Männer betreut, und Familienpfleger führten 100 000 Heubesuche aus. Die städtischen Anstalten, Weissenhäuser, Kinderasyl, Kinderheime konnten ihren Betrieb ohne Schwierigkeiten aufrecht erhalten. Zur Entlastung arbeitender Mütter wurden 10 000 Kinder beaufsichtigt. Stuttgart richtete zweieinhalb Tagesthemen, zwei Schülerbüro und drei Kindergärten ein. Beide Städte erwähnen, daß die erziellichen Verhältnisse gut sind in Friedenszeiten.

FRANZ KLUGE

DIE NEUE UFA

Der wirtschaftliche Weg des deutschen Films

Hemmungslose Produktion und skrupellose Geschäftsmethoden kennzeichneten das Filmgeschäft auch dann noch, als der Tonfilm die große Strukturwandelung gebracht hatte. Bis 1933 kamen jährlich fast 350 in- und ausländische Filme in Deutschland zum Angebot. Eine typische Erscheinung für diese Zeit waren die Unternehmen, die wie Einzugsfliegen umschauten und verschwanden, auf den Erfolg eines Films spekulierten und ohne Massen in Kinos gingen, wenn das Geschäft milliarden. Zwar bestanden auch namhafte Firmen, aber wer kennt sie heute noch? In den Krisenjahren wurde sie hinweggelegt. Die „Überlebenden“ nahmen schwache Firmen auf und machten selbst wirtschaftliche Erschütterungen durch Kapitalflüsse bei fast ausschließlicher Finanzierung der risikoreichen Produktion mit Kredit war lange das Kennzeichen einer recht unsicheren wirtschaftlichen Basis. So wurde die Filmindustrie ein bevorzugtes Betätigungsfeld jüdischer Spekulant. Und was tat der Staat? Gewiß war 1917 unter dem Eindruck der feindlichen Filmpropaganda mit staatlicher Hilfe die Ufa gegründet und von vornherein durch Aufnahme verschiedener Unternehmen als Konzern aufgebaut worden. Aber eine Filmpolitik als staatliche Aufgabe kam nicht in Frage, denn die Filmherstellung wurde als eine Unterhaltungsindustrie angesehen. Der Staat beschränkte sich darauf, durch die Filmzensur Verbote auszusprechen, und sah im Kinobesuch lediglich eine Steuerquelle.

Staatliche Filmpolitik

Mit der Machtergreifung begann ein neuer Abschnitt staatlicher Filmpolitik, ausgehend von der Erkenntnis, daß der Film als Kulturgut und Instrument der Staatsführung nicht sich selbst überlassen werden kann. Im Jahre 1933 bestand sich die Filmindustrie in einer schweren Krise, da infolge des Rückgangs auf 238 Millionen Kinobesucher im Jahre 1932 die Einnahmen stark geschrumpft waren und die wirtschaftliche Grundlage für eine leistungsfähige Filmproduktion fehlte. Die Aufbau- und Ordnungsarbeit, die mehrere Jahre in Anspruch genommen hat, begann mit der Errichtung der Reichsfilmkammer, also mit einer organisatorischen Zusammenfassung der wirtschaftlichen und künstlerischen Sparten. Das Lichtspiel-Gesetz unterstrich die Notwendigkeit einer positiven Mitarbeit des Staates am Film, um aus der bisher nur geschäftlich bewerteten Ware ein Kulturgut zu machen. Die erforderliche wirtschaftliche Cesierung herbeizuführen, erwies sich als eine übersaus schwierige und vielseitige Aufgabe. Nach der Sanierung der Theater wurden die Verhältnisse im Verleih gesteckt, und danach begann die Stabilisierung der Produktion. Ein Reinigungsprozeß führte zum Ausscheiden der unzuverlässigen und leistungsschwachen Firmen. Durch das Verbot des Zweitschlager-Programms wurde der Inflation minderwertiger Unterhaltungssfilme ein Ende bereitet. Besondere Einzelmaßnahmen, wie die Sicherung ordnungsgemäßer Abrechnung der Theater und das Verbot bedenklicher Werbemethoden, sorgten für geschäftliche Sauberkeit. Mit dem Verschwinden des Überangebots war es auch möglich, die Einnahmen von Verleih und Produktion durch Beseitigung der Festpreise zu erhöhen und der Filmherstellung die Beteiligung an den wachsenden Einnahmen zu sichern, die sich aus dem stetigenden Kinobesuch ergeben. Dazu kam dann die Neuordnung der Verleihbedingungen unter Berücksichtigung sozialer Gesichtspunkte. Auch auf dem Gebiete des Belprogramms erfolgte eine Neuregelung. Für die Kulturfilm-Herstellung wurde eine wirtschaftlich gesunde Grundlage geschaffen und die Deutsche Kulturfilmzentrale zur Lenkung der Produktion errichtet. Mit der Aktualisierung der Wochenschau verband man eine finanzielle Ordnung, die diesem wichtigen Teile des Programms eine prozentuale Beteiligung an den Theater-Einnahmen sicherte. Die Zulassung neuer Filmtheater wurde vom Bedürfnis abhängig gemacht und mit Erfolg eine technische und bauliche Verbesserung des Theaterparks angestrebt, um die kulturelle Bedeutung des Films zu unterstreichen und den Theaterbesuch zu fördern. Da die Filmproduktion seit jeher zum großen Teil mit Krediten finanziert worden ist, bedeutete die Schaffung der Filmkreditbank und später eines weiteren Institutes eine wesentliche Erleichterung.

Zum großdeutschen Markt

Trotz der erfolgreichen Neuordnung auf allen Gebieten der Filmwirtschaft blieb aber die eigentliche Filmproduktion immer noch ein Sorgenkind. Sanierungen und Reinigungsprozeß hatten die Tendenz zur Konzentration unterstützt, die zweitfalls dem Wesen der Filmwirtschaft entspricht, weil nur die große Produktion den erforderlichen Risikoausgleich bringen und die Herstellung künftig sicher

hochwertiger Spitzenfilme ermöglichen kann. Der Gedanke des Risikoausgleiches war am stärksten im Ufa-Konzern mit seinem großen Theaterbesitz (zuletzt 156 Filmtheater) verwirklicht worden. Der Übergang zu staatseigenen Gesellschaften ergab sich einmal als Konsequenz der Produktionslenkung, erleichterte aber auch die Überwindung einer wirtschaftlich noch schwierigen Periode. Neben den großen Gesellschaften arbeitete eine Anzahl kleinerer, aber ebenfalls durch Zusammenschlüsse entstandener Firmen. Außerdem gab es eine Reihe selbständiger Produzenten, die meistens im Auftrag der großen Firmen tätig waren, wobei aber die Tendenz der Großen beobachtet werden konnte, die Eigenverstellung zu verstärken. Nach Angaben auf einer Tagung der Reichsfilmkammer wurde für 1937/38 das Defizit der Filmproduktion auf 12 bis 15 Mill. RM geschätzt. Eine Ursache dieser Schwierigkeiten war die starke Steigerung der Herstellungskosten. Dazu kam, daß es im Absatzgebiet des Altreiches nicht möglich war, einen Film mit überdurchschnittlichem Aufwand zu amortisieren, zugleich aber als Wirkung des Boykotts eine Schrumpfung des Exports, der früher bis zu 40 Proz. der Erlöse gebracht hatte, eintrat, obgleich mit Erfolg Film austauschabkommen abgeschlossen wurden. Daraus ergab sich das Bestreben, eine bessere Auswertung der Filme zu erreichen, also um schnelle Abspiele zu verhindern. Diese Erwägungen führten, gefördert durch eine Begrenzung des Filmangebots, zum wöchentlichen Programmwechsel als Regel. Außerdem nahm der Besuch der Filmtheater ständig zu, und die Ausweitung des Marktes durch Schaffung des Großdeutschen Reiches erhöhte die Zahl der Filmtheater auf rund 8000. So war bereits vor dem Kriege die Voraussetzung für die Amortisierung eines guten Spielfilms auf dem Inlandsmarkt geschaffen, also das langerstreute Gleichgewicht zwischen Produktionskosten und Einnahmen erstellt.

Noch bessere Filmabschöpfung

Im Kriege hat sich die Auswertung der Filme weiter erheblich verbessert. Der Kinobesuch erreichte immer neue Rekordriffe, so daß Reichsminister Dr. Goebbels die Zahl von einer Milliarde Kinobesuchern, einschließlich der Partei-Filmveranstaltungen für 1941 bekanntgeben konnte. Außerdem hat sich der Filmexport vergrößert, denn wir müssen heute den Filmbedarf von ganz Europa decken. Daraus ergab sich eine bedeutende finanzielle Stärkung der Filmwirtschaft, wie sie in dem kürzlich veröffentlichten Abschluß des Ufa sichtbar geworden ist. Die bessere Auswertung der Filme, wo zu auch der große Erfolg der Wochenschau beitrug, ermöglichte es, nicht nur die kriegsbedingte 25-prozentige Kostensteigerung bei der Spieldrehherstellung auszugleichen, sondern darüber hinaus große Rücklagen zu bilden. Bei den anderen Produktionsgesellschaften ist die geschäftliche Situation ähnlich.

Wir betonen bereits, daß die Konzentration in der Filmindustrie schon früher

zu beobachten war, weil sie unzweckhaft Vorteile mit sich bringt. Sie wurde weitergeführt durch die Gründung der Berlin-Film, die den vollständigen Übergang zur staatseigenen Produktion bedeutete. Eine vorbereitende Maßnahme stellte die Schaffung der Deutschen Filmtheater-GmbH, als Reichstheatergesellschaft dar, die große und sektorale Kinos einschließlich der Ufa-Theater übernahm. Zu ihren Aufgaben gehört auch die Vorbereitung größerer Neubauprojekte, besonders in den neuem zum Reichs gekommenen Gebieten. Die Vorschrift, daß sich nur vier Theater in einer Hand befinden dürfen, hat die Auflösung der sogenannten Theatarketten zur Folge und unterstreicht den mittelständischen Charakter des Theaterbesitzes. Davon dürften zwei bis drei Prozent der Kinos betroffen werden. Zugleich schafft man auf diese Weise neue Existenzmöglichkeiten für Frontkämpfer, die auch neue mittlere Theater in den Ostgebieten erhalten sollen.

Ufa-Film-Dachgesellschaft

Den Abschluß der organisatorischen Entwicklung der deutschen Filmwirtschaft bildet die Zusammenschaffung der reichseigenen Filmgesellschaften unter einer Spalte, der speziell gegründete Ufa-Film-GmbH. Damit ist aber keineswegs eine völlige Konzentration der Filmproduktion verbunden. Die einzelnen Herstellungsfirmen bleiben bestehen, werden aber von der Dachgesellschaft betreut. Produktionsfirmen: Bavaria, Filmkunst, Berlin-Film, Prag-Film, Terra-Filmkunst, Tobis-Filmkunst, Ufa-Filmkunst, Wien-Film, Deutsche Zeichen-Film, die alle, mit Ausnahme der Prag-Film AG, als GmbH geführt werden. Daraus geht hervor, daß die Filmproduktion der Ufa aus der alten Gesellschaft herausgelöst wurde. Da diese Produktionsgesellschaften keine Nebenbetriebe besitzen, müssen sie ihre Rentabilität lediglich durch hohe Leistungen bei der Spielfilmherstellung erzielen. Der Ufa-Film-GmbH untersteht auch die Deutsche Filmtheater-GmbH. Eine gewisse Sonder-

stellung nimmt die Zentralfilmgesellschaft Ost ein, von der die neubesetzten Ostgebiete betreut werden. Die alte Universum-Film-AG (Ufa), die eine Tochtergesellschaft der Ufa-Film-GmbH, erfüllt filmwirtschaftliche Gemeinschaftsaufgaben. Sie erfüllt besonders für die Sparten des Filmvertriebs, der technischen Betriebe und der sonstigen Nebeninteressen einen entsprechenden Außen. Zur Ufa gehören die Deutsche Filmvertriebs-GmbH, die den Verleih sämtlicher deutscher Spielfilme für das Inland besorgt, also eine Reichsvertriebsgesellschaft darstellt, ferner Deutsche Wochenschau-GmbH, Deutsche Schmalfilm-Vertriebs-GmbH (Deschag), AG. Ihr Filmfabrikation (Zusammenfassung der Kopieranstalten), Tobias Tonbildsynthakt AG, die bekanntlich eine große Zahl von Patenten verwaltet und Partnerin des Pariser Tonfilmfreunds ist, sowie Filmverlags-GmbH und Ufa-Händels-GmbH, die sich mit Apparate- und Filmbedarf befassen. Unmittelbare Aufgaben der Ufa sind der Kultur- und Werbefilm, der Auslandshinvertrieb, Filmateliers, Ufa-Theater und Filmtechnik. Über allem steht also die Dachgesellschaft, die auch die Finanzierung der angeschlossenen Gesellschaften mit Hilfe der ihr angegliederten Filmkreditbank vornimmt und das Führungsorgan in wirtschaftlicher und technischer Beziehung darstellt.

Der so in seinem Aufbau gestraffte deutsche Film hat politischen und kulturellen Aufgaben zu dienen, und dazu bedarf er eines gesunden wirtschaftlichen Fundaments. In künstlerischer Beziehung wird der Reichsfilmintendant die allgemeine Produktionsplanung, die Ausrichtung der geistigen Gesamthaltung der Produktion, Besetzungsfragen und Nachwuchserziehung im Rahmen der Ufa-Film-GmbH betreuen. Die wirtschaftliche Führung des Gesamtgebietes liegt bei dem „Reichsbeauftragten für die deutsche Filmwirtschaft“, Dr. h. c. Winkler, der an der geschilderten Neuordnung entscheidend mitgewirkt hat.

Der Wirtschaftsberater

Bei der letzten englischen Regierungsumbildung kam es auch zu einem Wechsel der untergeordneten Stellen einander Minister. So schied der langjährige Hauptwirtschaftsberater des Regierungsrats von Moosfeld, Baldwin und Chamberlain aus seinem Amt. Sein Nachfolger ist der Ministerpräsident der Wirtschaftskriegs, die außerdem dafür einen Posten ein, der diesen weitgehend und zumindest Experten für Wirtschaftsfragen verleiht. Es handelt sich um Sir Frederick William Leath-Bell. Seine neue Aufgabe betrifft die Vorratshaltung und Militärversorgung für potentielle Länder nach dem Krieg.

Leath-Bell ist Finanzbuchhaltungsberater. Bei den Reparations- und Internierungskriegsschäden war er immer dabei, weinte etwas neu zu regeln gab. Er war Englands Hauptvertreter auf der Weltwirtschaftskonferenz von 1933 und war entscheidend beteiligt an der Vorbereitung des deutsch-englischen Handelsvertrages. Später hat er den China-Tschungkankriegs eine neue Währung eingerichtet und Japans Protest kompaktiert. Alles vergangene Dinge, über die der Krieg zerstreut liegen.

Leath-Bell hat aber auch die Blockade gegen das Deutsche Reich gekämpft. Und als ein weise, versuchte er als Vorsteher des Empire-Wirtschaftsrates die Rettung der unverzichtbaren Überseehäfen in Ufern. Mit Finanzrestriktionen ist da wenig zu machen, wenn die Rettung vom verfügbaren Raum ausblendet. So gut auch er zur Ressource des Milchfangs ab.

Ob ihn Seaford-Campus einmal wieder berufen wird? Diesen Zukunftsbild von der Organisation des Überflusses in einer staatenlosen Wirtschaft wird Sir Frederick nicht erreichen. Und Herr Stalin verzichtet wohl auf solche Berater.

Schweigen

In einem Schweizer Hotel wurde kurz vor dem Kriegs, das schlechten Wettern wegen über die Liebe gesprochen. Eine junge Amerikanerin aus dem Mittwochen sprach vor ihrer Söhne, an ihrem College gibt es eine Maschine, die durch Herablassung des Liebesmomenten gespannend ausdrücklich darstellen vermag. Auf hochgradig moralische Vorhaltungen: Sie meinte sie, nun könnte doch eigentlich auf diese Weise Annäherungen der Universität erreichen. Dagegen als in Sonnen-, Vergleichs- und Prognostiken kam sich ein echter Amerikaner Tiefenabschätzungen nicht vorstellen.

Die Rückenfrage Europas, das zunächst aus jeder amerikanischen Wirtschaftsunterstützung herauft, ist nicht zuletzt mit dem Mangel an Sozialstaatlichkeit einher. Auto und Statistik, in denen Zeichen gesetzten die USA, ökonomisch zu siegen. Aber wen Miller Hobart hatte die Reaktion ohne den Roosevelt gemacht. Kaum wußte die USA, das Krieg geführt, so wurde die Einführung der Automobilsteuerung verfügt, und mit hat der Poldadat bekanntgegeben, daß über wirtschaftliche Vorfälle, auch über die Ökonomie vom Beispiel statistische Angaben nicht mehr veröffentlicht werden sollten.

Wir Europäer haben nicht nur von jeder den Wert der Verschwiegenheit hören eingekämpft, als die Amerikaner, wir wissen auch seit langem, daß im Kriegs Dekret-Erscheine sein kann. Aber wir beiden, ja auch nicht die Zahl an anderen stellen die Qualität. Wie aber soll ein Amerikaner diese Zeiten überwinden? Plötzlich ist es kein Verdienst mehr, soviel Arbeit wie möglich zu verkaufen. Man kann nicht mehr in den Zeitungen lesen, wieviel Aktien an der New-Yorker Börse gehandelt werden, und das fröhliche Spiel mit den Zahlen ist aus. Wahrend dieses Roosevelt hat keinen Respekt vor dem bestreiten Überlebenswert der amerikanischen Nation.

Praktisch, der Vater dieser Gehaltsförderung Washington, hat ja auch von der Vorratshaltung in auswärtige Händen gewusst.

Programmdollar

Gegen Ende Januar wurde aus den Vereinigten Staaten die Bewilligung von Kriegsbelastungen in Höhe von 204 Milliarden Dollar. Obwohl dies die Zustimmung des Kongresses zu den 22 Milliarden des „Militärbelastungsgesetzes“ gewidmet. Gleichzeitig erschien das neue Steuerprogramm 27-Milliarden; die Einnahmen des Paramount aus dem Ausland-Filmgeschäft gegenüber 1940 von 30 auf 12 Proz. und bei Fox von 35 auf 12 Proz. gesunken. Der Verlust weiterer Auslandsmärkte steht für 1942 bevor.

Der amerikanische Finanzminister legt dem Finanzkomitee des Repräsentantenhauses das neue Rocca-Steuerprogramm vor, das 27 Mrd. Dollar einbringen soll.

Schiffahrt Kapitalanlagen

In der Fahrt zwischen Europa und Amerika verhindern augenscheinlich 4 Schiffe zwischen New York und Lissabon weitere Schiffe zwischen Bilbao nach New York und Havanna, zwischen Sevilla und New York und schließlich 2 Schiffe nach Südamerika.

Desillusionierter Krieg

Infolge der verschärften Restriktionsregelungen der USA, die u. a. eine erhebliche Einschränkung des zivilen Verbrauchs bewirkt, mußten von den etwa 60 000 Firmen des Außenhandels 300 000 Angestellte entlassen werden. Soweit diese Angestellten, über ausreichende technische Kenntnisse verfügen, ist eine Verwendung in der Rüstungsindustrie möglich. Außerdem sind sie auf die künftige Arbeitsmarktentwicklung einzustimmen, daß nicht mehr als ein Viertel des Waren- und Arbeitsmarktes des Auslandes aus Ländern stammt, mit denen England im Krieg ist. Diese Toleranzgrenze soll jetzt von den angelsächsischen Blockadebehörden entscheidend herabgesetzt werden, was praktisch einer Unterbindung der Ausfuhr gleichkommt.

Lord Beaverbrook untersucht in einer Rada die Notwendigkeit, das britische Schiffahrtswesen so wieder aufzurichten, daß vor allem das Kapital in ihm eine sichere Geldanlage erbringen kann.

Weiterhin ist die Summe der militärischen Ausgaben der Bewilligung ausgeschlossen. Was sind diese Milliarden selbst? Roosevelt Kriegsminister den könnten eine Anwendung auf Arbeit, noch zu leisten, sein. Aber das sind sie nicht, denn es geht von ganz anderer Voraussetzung ab, ob und in welchem Ausmaß die Arbeit wirklich geleistet wird. Was aber sind sie sonst? Ein Programm.

Ein Programm, festlich, in britischen Raum. Der Programmdollar ist an der Zahl seiner Nutzen abgestuft, wiewohl Kriegsminister für -wirtschaftswert gehalten wird. Er gleicht auf jeden Fall dem sowjetischen Rost-Wirtschaftsprogramm. Jetzt im Krieg ist es nicht einmal ein Mittel für die Ausgaben. Es wird ja wie sich gesagt ist, nicht einmal mit dem Wochendienst, jetzt, wiewohl weniger mit Rüstung und anderen Mengen. Wenn glaubt nicht, das unternehmende Auswanderer der Kreditinstitute werden geprüft. Gefragt wird, zu kleinen nicht ausgetragen werden.

Goldabgaben der USA.

der USA-Zahlungsbilanz: Schweiz und Schweden haben ihre Volutabstände verringert und ihre Goldreserven erhöht.

In der theoretischen Zahlungsbilanz der USA spiegelt sich deponier der von den USA, beobachtete Teil des Geld- und Weltmarktes ganz anders wieder: die Förderungen für geleistete Lieferungen steigen, dann obwohl England, Australien, Niederländisch-Indien und südamerikanische Staaten Kriegs darüber führen, daß die nordamerikanischen Lieferungen nicht rasch und mächtig genug erfolgen, so geht doch immer aus den USA-Häfen, in denen der englisch-amerikanische Handel seine Hauptstationen gefunden hat. Schiff auf Schiff über See. Wie viele von den Frachtern ihre Zielländer erreichen, ist ungewiß, eine Lastschiff auf dem Kontinent des vorgehenden Empfängers erfolgt dennoch. Die Forderungen werden allerdings ebenfalls beglichen werden wie die des ersten Weltkriegs und wie die Asiate, die seit der Rio-Konferenz nun der den mittleren und südamerikanischen Staaten zugewiesen werden. Der Goldabfluß ist nicht mehr als ein Symptom der wirtschaftspolitischen Anspannung der USA, aber auch nicht weniger.

WICHTIGES IN KÜRZE

Der Chefredakteur des „Daily Express“ hat anläßlich des Debates über den Lebensmittelhandel und die schwarzen Börsen in England auf den unverhältnismäßig hohen Anteil von Juden bei diesem Geschäft hingewiesen. Er wandte sich an den Vorsitzender der jüdischen Gemeinden und forderte sie auf, ihren Einfluß bei den mitgeführten Kommissionen gelöst zu machen.

Der neue Raum

Während der offizielle Kurs zwischen dem chinesischen Dollar und dem Militär-Yen bei Ausbruch des Pazifik-Krieges auf 4:1 festgelegt war, stieg der Kurs am freien Markt in Shanghai jetzt bereits auf 4:7. Dies ist einmal auf den wirtschaftlichen Machtwuchs Japans zurückzuführen. Zum anderen Bild der Militär-Yen eine bessere Lage als der noch umlaufende Dollar der Tschechoslowakei. Schließlich nimmt der Kreis der Waren zu, der nur über Millionen-Yen beschafft werden kann.

In Japan bietet die Sumatra-Gesellschaft ihre Gründungsveranstaltung an. Aufgabe des Unternehmens ist die Erweiterung Sumatras, es besteht die Absicht, auf dieser Insel 100 000 japanische Familien anzusiedeln.

Desillusionierter Krieg

Infolge der verschärften Restriktionsregelungen der USA, die u. a. eine erhebliche Einschränkung des zivilen Verbrauchs bewirkt, mußten von den etwa 60 000 Firmen des Außenhandels 300 000 Angestellte entlassen werden. Soweit diese Angestellten, über ausreichende technische Kenntnisse verfügen, ist eine Verwendung in der Rüstungsindustrie möglich. Außerdem sind sie auf die künftige Arbeitsmarktentwicklung einzustimmen, daß nicht mehr als ein Viertel des Waren- und Arbeitsmarktes des Auslandes aus Ländern stammt, mit denen England im Krieg ist. Diese Toleranzgrenze soll jetzt von den angelsächsischen Blockadebehörden entscheidend herabgesetzt werden, was praktisch einer Unterbindung der Ausfuhr gleichkommt.

In England wurde der Zinspreis durch Zuschläge auf den Grundpreis erhöht. Verbraucher, die bisher weniger als einen englischen Zentner an Zins bezogen haben, erhalten keine Zuschläge mehr.



Anpassung in Rumänien

Von unserem Korrespondenten HANS SCHUMACHER

Bukarest, im März

Die Zeit hat die kriegswirtschaftlich bedingten Nöte hinweggespielt. Was bleibt, sind die Umstellungen, mit denen Rumänien den Besonderheiten der Kriegsverhältnisse und den speziellen Anforderungen Rechnung getragen hat, die sein Kriegseintritt an die Wirtschaft stellte. Die Zeiten, in welchen man auf einem der breiten Boulevards in Bukarest nur die Hand zu erheben brauchte, um eine der zahlreichen eleganten Kraftdruschken herbeizurufen, sind vorbei. Gleichzeitig mit der Mehrzahl der hauptsächlichen Chancen wurden über 2000 Mietautos aus dem Verkehr gezogen. Die private Autohaltung unterliegt ähnlichen Beschränkungen, wie sie im Reich bei Kriegsbeginn eingeführt wurden.

Schon lange bevor Rumänien selbstständig in das Kriegsgeschehen eingriff, führte der Mangel an Rohstoffen zu einer Schrumpfung in der Erzeugung der rumänischen Textilindustrie. Gleichwohl liegen auch heute noch gute Stoffe mit 15–40 Proz. Zellwollebemischung in den Geschäften aus. Rationierungsmaßnahmen wurden bisher nicht getroffen und sind vorerst auch nicht zu erwarten, da die Regierung erfolgreich bemüht war, die schlimmsten Rohstofflücken durch die Einfuhr von Baumwolle, vor allem aus der Türkei, zu schließen. Wie bei allen größeren Käufen besteht lediglich die Verpflichtung, die polizeilich ausgestellte Kennkarte vorzuzeigen, um auf diese Weise Spekulationsmanöver auszuschließen. Schuhwaren mit Ledersohle sowie die Reparatur von Lederschuhen sind dagegen neuerdings einer scharfen Bewirtschaftung unterworfen. Auch die verwobene Bukaresterin hat sich darauf einstellen müssen, daß ihr in Zukunft jährlich nur ein Bezugsschein zum Erwerb von einem Paar Schuhe sowie drei Börs für die Ausbesserung ihrer Fußbekleidung zur Verfügung steht.

Der Mangel an Leder, der diese Regelung erforderlich machte, ist nicht allein durch außerordentliche Anforderungen bedingt, sondern der rumänische Staat im vergangenen Jahr an die Lederindustrie betrieben mußte. Hinzu kommt vor allem ein bedeutender Rückgang der Schlachtungen, den die Regierung für notwendig hielt, um die in Verbindung mit der langjährigen militärischen Bereitschaftstellung des Landes entstandene Verschärfung der Viehbestände auszugleichen. Der Bukarester, in Friedenszeiten ein überzeugter Fleischesser, hat seinen Fleischkonsum beträchtlich vermindern müssen, ohne deshalb zu einer spartanischen Lebensführung geworben zu sein. Zwar steht die Woche fünf fleischlose Tage, sonnabends und sonntags unterlegt jedoch der Fleischnachschub in den Gaststätten keiner Einschränkung. Beträgt auch die in den Privathausen auf Grund der Fleischkarte gewährte Zuteilung monatlich kaum mehr als 250 Gramm für jeden Bezugsberechtigten, so

ist doch der Kauf von Geflügel und Wurstwaren, die reichlich vorhanden sind, markenfrei. Dergleichen steht Fisch, von den Wintermonaten abgesehen, regelmäßig ausreichend zu Gebote.

Rationiert und nur auf Marken erhältlich sind schließlich Speiseöl, Zucker und Brot, wobei die monatliche Zuteilung an Zucker zur Zeit auf 1 kg, an Öl auf ½ kg für den Kopf der Bevölkerung bemessen ist. An Brot stehen an fünf Wochenenden jeweils 300 für den Schwerarbeiter 600 Gramm zur Verfügung. An zwei Tagen ist der landeswirtschaftliche Maisbrot (Mamaliga) zu genießen. Das Feinkorn wurde abgeschafft. Ausnahme davon auf 90 Proz. festgesetzt und ein Einbrotbrot einführt. Gebäck ist an drei aufeinanderfolgenden Tagen erhältlich. Diese Regelung auf dem Gebiete der Getreidewirtschaft trägt im wesentlichen vorsorglichen Charakter, entsteht doch das Agrarland Rumänien 1941 nicht weniger als 24,5 Millionen Doppelzentner Brotgetreide gegenüber 13,7 Millionen Doppelzentner im Vorjahr. Immerhin war der Brotverbrauch infolge der Verknappung anderer Nahrungsmittel nicht unerheblich gestiegen, wobei überdies zu bedenken ist, daß im vergangenen Herbst die neue Weizenaussaat nur zu etwa 30 Proz. durchgeführt wurde.

Gemäß einer Anordnung des Staatsführers Marschall Antonescu soll dieser Ausfall durch den verstärkten Anbau von Kartoffeln und Gemüse, von Gerste, Mais und Sommerweizen, wettgemacht werden. Das Agrar- und das Inneministerium, der Generalsekretariat sowie die Gouverneure von Bessarabien, der Bukowina und Transnistrien erhielten die Anweisung, alle ihnen zur Verfügung stehenden technischen und administrativen Mittel im größtmöglichen Maße zur Durchführung der landwirtschaftlichen Prühljahrsarbeiten einzusetzen.

Gegenüber dieser Aufgabe fällt das Verschwinden kolonialer Güter, wie Kaffee, Tee, Kakao und Pfeffer auf dem rumänischen Markt nicht ins Gewicht. Rauchwaren und Obst sind in gewohntem Maße vorhanden. Weit ernster ist das Problem der Preise, das durch das Mißverhältnis zwischen Einkommen und Lebenskosten noch beträchtlich verschärft wird. Rumänien ist heute vielleicht das teuerste Land in Europa. Der Preisindex schnellte von 4075 im August 1939 auf 11823 im Januar 1942 empor, und die vielfache Steigerung aller Preise, die sich derzeit seit dem Herbst 1939 vollzieht, trifft vor allem die arme Bevölkerung. Die Regierung ist seit einiger Zeit Spekulationen und Preiswucher nicht ohne Erfolg mit einschneidenden Maßregeln entgegengestellt, während sie gleichzeitig für eine beschränkte Erhöhung der Gehälter und Löhne Sorge trug. Überdies sollen hochwertige, dabei aber preiswürdige Standardwaren des allgemeinen Bedarfs den Bedürfnissen der breiteren Volksschichten, insbesondere der ländlichen Bevölkerung, entgegenkommen.

Nach deutschem Muster

Natürlicher oder künstlicher Kautschuk

Die gestellte Frage ist für Deutschland seit Jahren eindeutig beantwortet. Ohne auf die Verwendung des natürlichen Kautschuks grundsätzlich zu verzichten, hat Deutschland doch weit früher als andere Länder in dem auf chemisch-technischen Wege aus einheimischen Rohstoffen erzielten Kautschuk ein wichtiges Mittel erkannt, sich die Unabhängigkeit der Versorgung mit diesem für Wirtschaft und Rüstung gleich wichtigen Rohstoff zu verschaffen, und hat seine auf dessen Erzeugung gerichtete Industrie heute so weit entwickelt, daß es der Zufuhr natürlichen Kautschuks entzogen kann. Der heute noch zwischen beiden Stoffen bestehende Preisunterschied wird zum großen Teil durch die starke Überlegenheit der Eigenschaften des künstlichen Kautschuks ausgeglichen, dessen weitere Verbesserung lediglich eine Frage der Zeit ist, wie überhaupt die Erforschung auf diesem Gebiete noch keineswegs zu endgültig abschließenden Ergebnissen gelangt.

Anders sieht es in der übrigen Welt und vor allem in den Vereinigten Staaten von ihrem Kautschukverbrauch angeführt die Hälfte der Weltgewinnung in Anspruch nimmt. Hier wie in Großbritannien fühlt man sich der ungünstigen Verbindung mit den hauptsächlichen Gewinnungsländern des Kautschuks in Hindernissen so sicher, daß man der künstlichen Kautschukgewinnung zwar wissenschaftlich ein bedeutendes Interesse entzogt, aber ihre praktische Förderung nur nebenbei betrieb. Noch im Jahre 1941 verzeichnete die verschiedenen in den Vereinigten Staaten errichteten Werke nur etwa 10 000 t künstlichen Kautschuk herzustellen, während der Jahresverbrauch an 800 000 t heranreichte. Etwaiges nur vorübergehend für möglich erachteten Kriegsförderungen in der Kautschukversorgung aus Ostasien könnte man durch die Ansammlung von größeren Vorräten entgehen zu können. Bei Kriegsausbruch im Dezember 1941 waren in den nur etwa 500 000 t in den Vereinigten Staaten vorbereitet, d. h. wenig mehr als ein Jahr Kriegsjahresbedarf.

Erst im Laufe des Jahres 1941 faßte man in den Vereinigten Staaten eine größere Ausweitung der chemisch-technischen Kautschukherstellung ins Auge, und die Regierung ermutigte die Erdölgesellschaften (Erdöl ist eben der Ausgangsstoff für den chemisch-technischen Kautschuk) zur Errichtung entsprechender Anlagen. Die schnelle Erfolge der Japaner schreckten die Nordamerikaner vollends aus ihrer Selbstsicherheit auf und rüttelten sofortige weitergehende Entschlüsse. Nunmehr sollen in aller Eile nicht weniger als 400 Mill. Dollar unter Garantie der Regierung eingesetzt werden, um in kürzester Frist

eine große Anzahl von Kautschufabriken aus der Erde zu stampfen. Die Erdöl-, Kautschuk- und chemische Industrie vereinigen sich zu einer Zusammenarbeit, welche die gemeinsame Ausnutzung aller vorhandenen Proben und technischen Erfahrungen vorsieht. Man äußert die Hoffnung, im Jahre 1943 bereits 120 000 t künstlichen Kautschuk herzustellen. Wie weit sich diese Hoffnung verwirklichen läßt, sei dahingestellt. Eine Frage der wirklichen Entwicklung ist es auch, ob sich die Vorberasse der Nordamerikaner bestätigt, daß sie in der Lage sein würden, einen t. Kautschuk für 25 Cts. zu erzeugen, also für einen Preis, den gegenwärtig Pflanzengummi besserer Güte erzielt. Auf alle Fälle ist damit zu rechnen, daß man in den Vereinigten Staaten sich ohne Rücksicht auf

DER HERSTELLER-RING

SCHUTZWALL DER KLEINEN

Alle Rationalisierung beruht auf einem sinnvolleren Verteilen der zu leistenden Arbeit. Das gilt auch für die Führung eines Unternehmens. Der Unternehmer des klassischen Kautschukunternehmens war auf industriell-gewerblichem Felde Hersteller und Vertrieb in einer Person, die Leitung der Fertigung und die Bearbeitung des Marktes konnten in einer Hand ruhen. Heute ist – soweit es sich um eine Fabrikation höherer technischer Reifegrade handelt – die Abwicklung der Fertigung eine Spezialkunde geworden, deren Leitung eine volle Arbeitskraft verlangt. Die Suche und Pflege des Marktes andererseits kann – in der gesetzerten Wirtschaft – nicht mehr einfach „über den Daumen“ erfolgen, sondern setzt einen gewissen Apparat voraus, der die sorgsame Innenhaltung der Lenkungsbestimmungen sicherstellt.

Kann der Mittel- und Kleinunternehmer auf so schwierigem Felde seinen Platz behaupten? Hat andererseits der Staat unter diesen Umständen ein mehr als sentimentales Interesse an der Aufrechterhaltung der Klein- und Mittelbetriebe? Es ist ein Verdienst des Ingenieurs und Industriellen Rudolf L'Orange, diese Fragen konsequent durchdacht und auf eine neuartige, beachtenswerte Weise beantwortet zu haben. L'Orange glaubt an die Lebensfähigkeit des Mittel- und Kleinunternehmers in Industrie und Gewerbe, wenn es sich den

die Kosten bemühen wird, die chemisch-technische Kautschukherstellung auf eine die ausreichende Versorgung des Landes sichernde Höhe zu steigern, da an Pflanzungs- und Wildkautschuk aus Amerika und Afrika, einschließlich der Gummierräume anderer gemülliefrierender Pflanzen, keinesfalls mehr als 30 000–40 000 t jährlich zu erwarten sind.

Aus dieser Entwicklung wird sich nach Beendigung des gegenwärtigen Krieges eine völlig neue Lage in der Weltkautschukwirtschaft ergeben. Ist zu dieser Zeit der auf chemisch-technischem Wege gewonnene Kautschuk dem Pflanzengummi preislich gewachsen, so ist nicht einzusehen, warum seine Erzeugung in dem inzwischen erreichten Umfang nicht fortgesetzt werden sollte, auch wenn man den Gesichtspunkt der Rohstoffunabhängigkeit nicht gebunden hat. Dann hätten die heute in den Vereinigten Staaten mit gewaltigen Kosten entstandenen Werke ihren Wert verloren, und Hinterieden würde seine vorhersehbare Bedeutung für den Weltkautschukmarkt zurückgewinnen. Aber dann als Glied einer neuen gleichberechtigten Zusammenarbeit zwischen den Völkern des Westens und des Ostens, also unter durchaus veränderten Lebensbedingungen.

hinterindischen Ländern würde das eine folgeschwere Erschütterung ihres wirtschaftlichen Gefüges und ihrer Ausfuhrkraft bedeuten. Sollte sich nach dem Kriegsende gegen die Überlegenheit des künstlichen Kautschuks noch auf seine Beschaffenheit beziehen, während der Unterschied in der Kostenbildung nicht überwunden werden konnte, so wird der durch Rücksichten auf die Rohstoffunabhängigkeit nicht gebundene Teil des Weltverbrauchs des natürlichen Kautschuks bevorzugen und der künstliche Kautschuk sich nur da behaupten können, wo in der gesuchten Eigenversorgung mit diesem Rohstoff eine lebenswichtige Notwendigkeit erkannt und anerkannt wird.

Dann hätten die heute in den Vereinigten Staaten mit gewaltigen Kosten entstandenen Werke ihren Wert verloren, und Hinterieden würde seine vorhersehbare Bedeutung für den Weltkautschukmarkt zurückgewinnen. Aber dann als Glied einer neuen gleichberechtigten Zusammenarbeit zwischen den Völkern des Westens und des Ostens, also unter durchaus veränderten Lebensbedingungen.

Genormter Fremdenverkehr

Erholung und Entspannung bilden eine wichtige Voraussetzung des „In-Form-Seins“ für die, im Kriege überall vertriebene, alltägliche Arbeitsleistung. Die eigene Erholung beruht, soweit sie nicht in der Form des Verwandten-Suchens erfolgt, heute durchweg auf der gewerbsmäßigen Arbeitsleistung Dritter, Träger der Dienstleistungen für die Erholung ist das Fremdenverkehrsgewerbe.

In Friedenszeiten waren drei Beamsprobergruppen dieses Wirtschaftszweiges zu unterscheiden: der Berufsreiseverkehr, die Ferien- und Urlaubsgäste im engeren Sinne des Wortes und die Vergnügungsreisenden, die besonders das Wochenende mit einem kurzfristigen Ortswechsel verbinden. Die Reichsbahn hat wiederholt erklärt, daß Vergnügungsreisen im Krieze zu unterbleiben haben, die Befähigung von Zulassungsberechtigungen für die Unterkunft in Kur- und Erholungsorten dient demselben Zweck.

Damit geht der Fremdenverkehr sowohl in den Großstädten wie den Kur- und Badeorten eines Teils seines Passantenverkehrs verlustig. Sehr bedeutsam wird dieser Ausfall nicht sein, denn für die überwiegende Mehrzahl des deutschen Befreiungsbundes verbietet der Erntetag des Kriegsalltags eine eingeschaltete Vergnügungsreise ohnehin. Einen Ausgleich für diesen Ausfall bietet die kriegsbedingte Steigerung des Berufsreiseverkehrs.

Die Heranziehung des Beherbergungsgewerbes für außerordentliche Dienstleistungen zugunsten der Wehrmacht, der Kinder-Landverschickung usw. haben zu weiterer Verminderung des Befreiungsbundes geführt. Wird das Beherbergungsgewerbe dennoch in der Lage sein, den Unterbringungsnotwendigkeiten des Urlaubsverkehrs in der schieden Jahreszeit gerecht zu werden? Diese Frage kann, wie unsere Erkundungen ergeben, bejaht werden. Es wird dabei davon ausgegangen, daß das System der Zulassungsberechtigungen für die Urlaubsbegünstigten, also die Angehörigen der Wehrmacht, die eine ärztliche Bescheinigung vorweisenden Volksgenosse und die Nutznieter des arbeitsvertraglichen Beurlaubungsvertrags, auch für Frühjahr, Sommer und Herbst aufrechterhalten bleibt. Das Fremdenverkehrsgewerbe erwartet weiter, daß alle diejenigen, die außerhalb der staffelweise auf die einzelnen Reichzonen verteilt Sommerferien ihren Urlaub verbringen können, von dieser Möglichkeit auch Gebrauch machen.

Die organisatorischen Vorarbeiten für die interberkische Vergnügungsverweisung sind von der zuständigen Berufsorganisation rechtzeitig eingeleitet worden. Einen gewissen Eindruck könnte an sich die kriegswirtschaftlich bedeutsame Personalknappheit in den Gaststätten und Beherbergungsbetrieben bilden; es wird jedoch erwartet, daß ein verstärkter Einsatz ausländischer Kräfte, zur Milderung dieser Spannung beitragen wird.

Für den tatsächlichen Verlauf des Fremdenverkehrs im kommenden Jahr wird nicht nur die Leistungsfähigkeit der gewerblichen Träger des Fremdenverkehrs von Bedeutung sein, sondern mitbestimmende Faktoren sind ebenso die Verkehrsleistungen der Reichsbahn und die betriebliche Urlaubsregelung in der entwickelten Rüstungswirtschaft. Man kann annehmen, daß das Jahr 1942 zu einer gewissen Desentralisierung des Erholungs-Fremdenverkehrs führen wird; die lange D-Zug-Fahrt zum traditionellen Standard-Kurort wird hinter der Ausnutzung der Nahverkehrs möglichkeiten zurücktreten. Diese Standortverschiebung, die Siebung der erholungsuchenden Gäste durch das Zulassungssystem und eine Anpassung an die kriegswirtschaftlichen Leistungsmöglichkeiten werden das Bild des Fremdenverkehrs 1942 bestimmen.

Nachrichten

führender Unternehmungen

Zeiss-Ikon, Dresden: Volle Ausnutzung der Produktionskapazität, weitere Steigerung des Umsatzes, Erhöhung des Rohöberschusses von 34,66 auf 45,73 Mill. RM. Mehrgewinn für Zunahme der Abschreibungen. 4 statt vorher 8 Proz. Gewinnanteil auf verdoppelter Grundkapital von 30 Mill. RM. Zuschreibungen hauptsächlich aus Neubemessung der Anlagen, auch Zuschreibungen auf Vorräte und Auflösung von Rücklagen. Bilanzausweitung dazu durch echte Geschäftsbearbeitung, insbesondere Waren- und Forderungen, flüssige Mittel vermindernd.

Stock u. Co., Berlin: Kapitalberichtigung von 5 auf 12 Mill. RM, besonders kräftig von dem erforderlichen 7 Mill. RM. Kamen 3,5 Mill. RM. als Zuschreibungen auf Anlagen und 3,5 Mill. RM. auf Vorräte, Pauschalsteuer und Erhöhung gesetzt. Rücklage aus laufenden Überschüssen. Anlagen vermutlich weiterhin niedrig zu Buche; keine Zuschreibungen auf Beteiligungen, keine Heranziehung der 3,85 Mill. RM. sonstiger Rücklagen. Im abgelaufenen Geschäftsjahr wieder Umsatzsteigerung. Durch Sonderaufgaben Forschungs- und Versuchsanstalt mit guten Resultaten beansprucht. Weitere Vereinfachung der Arbeitsverfahren. Erhebliche Liquidität.

Baumag-Meguin, Berlin: Eigentümlichkeit der Bilanz bei 3,988 Mill. Grundkapital rund 52,5 Mill. RM. Verbindlichkeiten, denen ein ähnlich erhebliches Umlaufvermögen gegenübersteht. Misverhältnis zwischen Grundkapital und fremdem Mitteln bzw. Grundkapital und Geschäftsvolumen. Folge der wiederholten Sanierungen 3:1, dann 2:1 und schließlich 3:1. Höhe der Anlagen mit 8,6 Mill. RM. unterstreichen ebenfalls gegenüber Grundkapital Unsicherheit der Bilanz. Entsprechend dem Geschäftsvolumen hoher Umsatz, ebensolcher Rohöberschuss: 26,8 Mill. RM. Umsatzsteigerung gegenüber Vorjahr. Wiederaufnahme der Dividendenzahlung.

Norddeutsche Kreditbank, Bremen: Bilanzsumme von 111,8 auf 127,2 Mill. RM, ausgedehnt von Gläubigerzahmung. Im Aktivgeschäft kräftige Vermehrung von Debitorien von 31,2 auf 31,5 Mill. RM, d. i. rund 65-prozentige Erweiterung. Vereinsbank Hamburg gleichfalls Schuldensteigerung anschließenden Prozentsatz, doch nicht in diesem Umfang. Zinsspannen-Minderung auch hier durch Umsatz-Mehrung ausgeglichen.



DAS REICH

Berlin, 15. März 1942

Nummer 11

LITERATUR / KUNST / WISSENSCHAFT

Junger Tod

Von Jean Paul

Wenn von der Zeit der innigsten Seeligkeit des Lebens die Rede ist, so muß man nicht die Kinderzeit anführen, sondern die Jahre des Jünglings und der Jungfrau. Die Freuden im Kindergarten sind Lensblümchen, schön, doch klein, und artig gefärbte, aber duflose Vergißmeinnicht; die höher prahlenden Freuden des Wissens und des Herzens sind noch eingewickelt, und die Farbenwelt der Ideale ist noch in einer grüne, dunkle Knospe zusammengezogen. Wie anders und weiter schimmert die Jugendzeit! Die himmlische Zeit der ersten Freundschaft — der ersten Liebe — der ersten Philosophie — des ersten vollen Genusses der Natur, der Musik und der Bühne — der ersten Baurisse der Luftschlösser für die Zukunft — und der ersten eingreifenden Zufriedung für tätige Wirklichkeit —, diese Zeit ist nicht bloß eine unvergleichliche — denn jede Zeit ist es —, sondern die höchste (klimax) des Lebens, eben weil sie als die vollständigste nur den Früchten in schönen Hullen dient; denn in dem Entwickeln arbeitet notwendig eine mächtigere Triebkraft als in dem Entwickeln, im blühenden Menschen eine stärkere als im gereiften. Wenn der Mann in gewissen Jahren so selten auf eine neue Sahn des Wissens oder eines stützlich höheren Lebens zu führen ist, so entscheidet sich dagegen der Jüngling mit unauslöschlichem Feuer für irgendeine Philosophie, für einen Umtum seiner sittlichen Lebensweise, für eine Bekehrung; aber zur Bekehrung gehört eben mehr Kraft als zum faulen Stehenbleiben.

Wie die höchste Körperfraft, die höchste Gesundheit, die Ansicht des längsten Lebens und die höchste Schönheit, kurz die größten Körpergüter, dem jungen Alter zufallen, so breiten auch — und eben darum — die geistigen Reichtümer sich aus, welche nicht erworben werden, sondern nur ererbt. Kenntnisse, Erfahrungen, Übungen sind allerdings Früchte nur des Alters und der Mähe, aber was sind diese gegen den idealen Genuss der ersten Wissenschaften, wo der Baum der Erkenntnis noch grimpft auf dem späten Baume des Lebens treibt, gegen die Entzückung, woselbst uns die neuen Wahrheiten der Philosophie oder einer anderen uns zugehörigen Lieblingswissenschaft überfüllen? Denn auch in der Wissenschaft steigt der Mensch ungeachtet ihrer Erweiterung, bergauf vom Ideal in die gemeinsame Kreisfläche der Wirklichkeit.

Wie voller glüh der Jüngling, die Jungfrau für große Herzen und große Opfer, wie heißer entbrennen er und sie wider die Niedrigkeit, welche kriecht, und wider den Eigennutz, der wählt! Wie bauen nicht beide sich zu einem Sonnentempel strahlender Taten die kalte Gottesackerkirche der künstlichen wirklichen Wirkamkeit aus! Der Jüngling wagt, der Mann erwägt nur, daß er einst gewagt und ob er wieder wagen dürfe. Der Jüngling glaubt mitten in einer saligen Gegenwart noch an eine salige Zukunft der Erde und seines; er glaubt, daß die Völker gleich und mit ihm reiten und daß auf den Bergen und Zinnen der Welt nur ein Gottessohn zu stehen braucht, damit ihn der Teufel abtempt; in seiner Brust sieht er die göttlichen Höhen, die Ideale festgebauet stehen und unerschüttert. Hingegen der ältere Mann blickt diese nur noch im beweglichen Leben nachgebildet an; so wanken die festen, steilen Alpen auf dem Boden des weilenden Sees gespiegelt. Die warme Sinnlichkeit des Jünglings wird nur zu leicht von seiner Unbeholfenheit im Gutes-Tun verdeckt und dann von seinen Leidenschaften; am meisten wird sein heiliges Feuer von den Rauchküchen der letzten umjogen. Zorn, Ehrgut, Liebesglut sind brausende Dämpfe der Jugend, aber der Sittlichkeit doch näher verwandt als die eigenmütigen Neigungen des Alters, die Parcht, der Geiz, die ruhige, selbstische Gemütsucht. Denn nur ein Greis, nicht ein Jüngling genießt am liebsten einsam. Das Alter hat müngige Auswürfe der Schwäche, die Jugend hat die gründigen der Kraft. Wahrlich, ein großer Teil unserer älteren Sittlichkeit erhält sich von den Träumen und Zwecken, welche die jugendliche hatte und verfolgte.

Wenn die Jugend die Zukunft des Lebens nur voll idealer Bilder und das Alter sie voll dörner Reiser erblickt, so liegt beider Unterschied des Blicks nicht in der Ferne, denn obgleich dem Jüngling an den Rosenbüscheln des Lebens in der Ferne nur die schönen Farben und Dufte erscheinen, nicht aber die Stacheln, so schenkt ihm auch die Nähe ähnliche Rosen, obwohl nur italienische, voll eingegossenen Wohldufts und voll Fuchsgläns ohne Bedeutung. Hingegen wird auf der anderen Seite das Alter von der Ferne — bei der Gegenwart vorsteh sich's von selber — nicht nur nicht bezaubert, sondern auch entzückt und von einem dunkleren Rauche als dem Zauberhaube verfumiert. — Seitdem ist es, daß man in diesem Falle nicht der Jugend Stärke und dem Alter Schwäche zuschreibt, sondern es umkehrt. Um der Wirklichkeit Idealtat zu leihen, ist ja eigent Reichtum an dieser notwendig, und über das dünne trockne Leben kann nur ein reiches Inneres seine Fülle ergießen. Der Jüngling erblickt die Zukunft mit ihren Gaben für ihn und die Völker, wie ein Schiffer durch das



EWIG IST DER TOTEN TATENUHM

Mallin-Ehrenmal der HJ bei Bergen auf Rügen

Erbaut vom Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge

Aufnahme: D. v. d. Osten

MARSCH ZUM SIEG

von ERICH OTTO BUSCH

Nur manchmal sind wir müde, wie uns nie
ein noch so langer Werktag in einem
wohlzugeschaffnen, mühevollen Leben
in Arbeit müde machen könnte; daß wir
in spannende Löcher unserer Straße
wie in die schreckendanklen Grände schwerer
Träume
hinstürzen, uns erraffen, weiterschreiten —
Schlafwandlern ähnlich — oben nur zu aben,
was denn geschah — — dem ewigen Marsche
nur,

dem dritten Tausend russischer Kilometer
Sandwege und Moränen, Sumpfdächer
und oder Weglosigkeit verbahet.

Was uns erwachen macht, ist der Befehl,
der wie ein Schuß in unser dumpfes Tun
hineinknallt, uns die Hand zu unserem Helm
und zu den Waffen reift und wie ein Licht
in neumonddunkler Nacht zutiefst erblit:
Wir sind zum hunderteinsten Mal am
Feind!

gräblblaue Meer hindurch unten die Meer-
gräber zu hohen Wäldern und die glänzen-
den Muscheln zu bunten Felsen vergrößert
und dem Ergriffen genähert erblickt.

Nun aber — damit wir uns wieder dem
Anfang zuwenden — in solem Alter, auf
solchen Lensauen, wäre Sterben nicht schön
und nicht leicht! Ich tadle hier keinen
Schmerz der vorwärts verwaisten Eltern,
denn ihre ermateten, veralteten Ideale zum
zweitentnommen in den trischen ihrer devon-
zähnenden Söhne und Töchter untergehen,
und die gleichsam zweimal veralten, weil
ihnen ihre Verjährung abstreift — ich tadle
keine einzige Träne, womit sie sich selber
beweinen um ihre langen, schweren Mühen
für eine plötzlich abgewachsene Lenzblüte ohne
herbstliche Frucht-Nachlese. Kein Schmerz
der Liebe ist zu verdammn, am wenigsten
elternlicher; ich tadle ihm auch nicht den Vor-
wurf — so wahr er ist — Du willst über
den Untergang einer Jugendgeschichte als über
Neues trauern und sieht nicht umher, daß
seit Jahrtausenden in jedem Jahr ein Frühling
sterbt; sondern ich frage nur wieder:
Ist es nicht schade, wenn der Tod, als wenn
das Leben die Asyltrosen bleicht? Ist es
nicht schön, zu sterben in solchem Alter, wo
der Jüngling und die Jungfrau nur aus dem
inneren Lande der Ideale überflüingen in ein
höheres Land der Ideale — wo sie in dasselbe
nur die hellen Morgenräume und
frischen Morgenstunden des ersten Lebens
mitbringen und ihnen eine mildere Soane
aufgeht als die schwüle des irdischen Ai-
tertages — wo sie nur kurze Jugend gegen
lange Verzuschas, plötzlich der Todessengel
den Peisen wegprengt, der die Auferstehung
hindert? — Und ein solches Sterben
wäre nicht das schönste?

Ich sage nein; denn es gibt im Blütenalter
noch einen schönen Tod, den des Jünglings
auf dem Schlachtfeld!

O Ihr Tausende von Eltern, Geschwistern
und Brüdern, welchen bei diesen Worten
die alten Tränen wieder entstürzen, weil die
Tränen der Liebenden länger fließen als das
Blut ihrer Gesichter, weil ihr nicht ver-
gessen können, welche edle, feurige, schuld-
lose, schöne Jugendherzen an einer Brust
nicht mehr schlagen, sondern unkenntlich,
verworren an anderen toten Herzen in einem
großen Grab liegen, weinen immer eure
Tränen wieder, aber wenn sie abgetrocknet
sind, so schmetzt fester und heller den Kämpfern
nach, wie sie eingesunken oder vielmehr
aufgestiegen sind. Vater, Mutter,
schau deinen Jüngling vor dem Niedersinken
an, noch nicht vom dumpfen Kerker-
feuer des Lebens zum Zittern entkräftet,
von den Seeligen fortgezogen mit einem
frischen Abschiednehmen voll Kraft und Hoff-
nung, ohne die matte, satte Betrübnis eines
Sterbenden, stürzt er in den leichten
Schlachtfeld wie in eine Soane mit einem
keckern Herzen, das Höllen entragen will —
von bösen Hoffnungen umflattert — vom
gemeinschaftlichen Feuersturm der Ehre um-
brausen und getragen — im Auge den Feind,
im Herzen das Vaterland — fallende Feinde,
fallende Freunde entflammen zugleich zum
Tod und die rauschenden Todes-Katakulse
überdecken die stürmende Welt mit Nebel
und Clauz und Regenbogen — alles, was nur
groß ist im Menschen, steht göttlich glan-
zend in seiner Brust als in einem Götter-
saal: die Pflicht, das Vaterland, die Freiheit,
der Ruhm. Nun kommt auf seine Brust die
letzte Wunde der Erde geflogen: kann er
die fühlen, die alle Gefühle wegreißt, da er

im toben Kampfe sogar keine fortschme-
rende empfindet! Nein zwischen sein Sternen
und seine Unsterblichkeit drängt sich
kein Schmerz, und die flammande Seele ist
jetzt so groß für einen Großen, und sein
letzter, schneißster Gedanke ist nur der
trohe, gefalln zu sein für das Vaterland.
Aldann geht er gekrönt hinaus als Sieger
in das weiße Land des Friedens.

Er wird sich droben nicht nach der Erde
umwenden und nach ihrem Lohn, seinem
Lohn bringt er mit hinaus, aber ihr genießt
seinen hier unten; ihr könnt wissen, daß
kein Sterben für das Gute in einem All
Gottes fruchtlos und ohne Zeiten- und
Völkerbeglückung sein kann, und ihr dürf-
t hoffen, daß aus der Todessache des Schlach-
teuers der Phönix des Heiligen auflebt, und
daß die ungemannt in den Gräbern liegen-
den Geister des Kämpfers die Asche sind,
welche unten aussiehen die Schiffe der
Staaten halten. Eltern, wollt ihr noch ein-
mal Tränen vergießen über eure Söhne, so
weint sie, aber es seien nur Preudentränen
über die Kraft der Menschheit, über die
reine Sonnenflamme der Jugend, über die
Versuchung des Lebens wie des Todes. Ja,
über euer Measchenherz, das lieber die
Schmerzen der Tränen tragen als die Freuden
der Geister-Siege entbehren will. — Ja,
sein sogar stolt, ihr Eltern, ihr habt mitge-
tritten, nämlich mitgeopfert, denn ihr habt
in der kühnen Lebensjahrzeit ein geliebtes
Herrn, als auch das eurige war, hingegeben
und dasselbe für das große Herz des Vater-
landes gewagt, und als das kindliche stand
und eures brach, nur geweint und gewünscht,
aber euer Opfer nicht bereuet; und noch
dauert mit eurer Wunde euer Opfer fort.

In Just 193 geschrieben.

Sind die Klassiker schwer?

Von Eduard Spranger

In meiner Jugend habe ich von irgendwoher die Lehre in mich aufgenommen, wir Deutschen hätten sechs Klassiker der Literatur: Klopstock und Wieland, Lessing und Herder, Schiller und Goethe. Wie diese Liste rastende gekommen ist, dürfte schwer zu sagen sein. Denn nicht einmal die Anknüpfung an die griechisch-römischen „Klassiker“ ist für alle die Nennten einschließend. Das große Problem, was man eigentlich unter „klassisch“ zu verstehen hat, läßt sich nicht nebenbei erledigen. Genaug, daß wir uns unter den Klassikern große Meister von erstem Range denken, an denen wir um unserer selbst willen nicht achlos vorübergehen können. Sie sind Kinder von zurückliegenden Blütezeiten geistiger Schöpferkraft; Werke der unmittelbaren Gegenwart nennen wir nicht klassisch. Es muß sich schon etwas Patina gebildet haben. Die allgemeine Anerkennung des wertenden Volksgeistes muß sich schon auf sie vereinigt haben. Dies Urteil unterliegt immer einzigen Schwankungen, und der Kanon, d. h. seine Richtschei, steht nicht unbedingt fest.

Wenn man diese erweiterte Bedeutung des Klassischen zuläßt, dann gehört beispielweise auch Shakespeare zu den Klassikern. Hebbel und Grillparzer können bei uns ebenfalls noch hinzugerechnet werden. Vom Klassischen reden wir aber auch in anderen Künsten, vor allem in der Musik. Hier tritt die gleiche schwere Frage der Abgrenzung auf. Der Einfluß der Antike kann auf diesem Gebiet keine entscheidende Rolle spielen. Selbst das oft hervorgehobne Merkmal einer ausgewogenen Formenstrengheit bleibt sehr unbestimmt. Lassen wir alle diese unbestimmteten Fragen beiseite und halten wir uns für unseren Zweck an den ganz praktischen Fall: Wenn auf der Bühne oder im Konzertsaal ein Werk aus älterer Zeit aufgeführt werden soll, so wird der Künstler, der diese Wahl trifft, mindestens die Überzeugung haben, daß die betreffende Schöpfung über den Wandel der Zeiten hinweg lebendig geblieben ist, und daß sie in uns Heutigen noch eine echte künstlerische Bewegung auszulösen vermag. Außerdem handelt es sich um eine Darbietung, die nur ein kunstgeschichtliches Interesse hat, für die wir uns also eigentlich um- und einstellen müssen.

Es soll in uns etwas unmittelbar antworten. Gerade dagegen aber erheben sich manchmal Zweifel, und besonders dann, wenn eine Generation ein sehr starkes Eigenleben besitzt, das sich über seine inneren Fälle noch nicht klar geworden ist und nach neuen Ausdrucksformen drängt. Dann erscheinen die Klassiker als „schwer“. Schwer aber kann vielerlei bedeuten: fremd im Sinne einer ferngerückten Seelenart; intellektuell zu stark belastet und belastend; anspruchsvoll, weil die Aneignung Müh und Arbeit voraussetzt; überfrei, wofür man die nötige Spannkraft noch nicht auflässt. — Wer aber will, wenn er im Theater oder Konzertsaal Erholung und Erhebung sucht, erst alle die Verbindungen nachholen, die mit jenen Worten angedeutet sind? Man zieht die praktische Folgerung, sich einer leichteren Muse zuzuwenden, deren Sprache man ohne weiteres versteht.

Warum es schwer ist, die Klassiker zu lesen, kann nicht errietert werden. Hier trifft eine Fülle von Umständen zusammen, die eine gelehrte Abhandlung erfordern würden. Beschränken wir uns auf die Bedenken gegen die Aufführung von klassischen Werken der Literatur oder der Musik, also auf Spielplanfragen. Was darf man dem Publikum erlauben? Das Publikum hat allerdings gerade in unseren Tagen schon eine eindeutige Entscheidung gefällt. Niemals war der Sinn für große und hohe Kunst so offen, wie in unserer ernsten Gegenwart. Wer sich zum Anwalt der Klassiker macht, hat zunächst wohl nur das Irrtum fortzukennen, als ob sie ungemeine Ansprüche an Verstand und Wissen stellten, so daß sie für einfache Hörerkreise nicht in Betracht kämen.

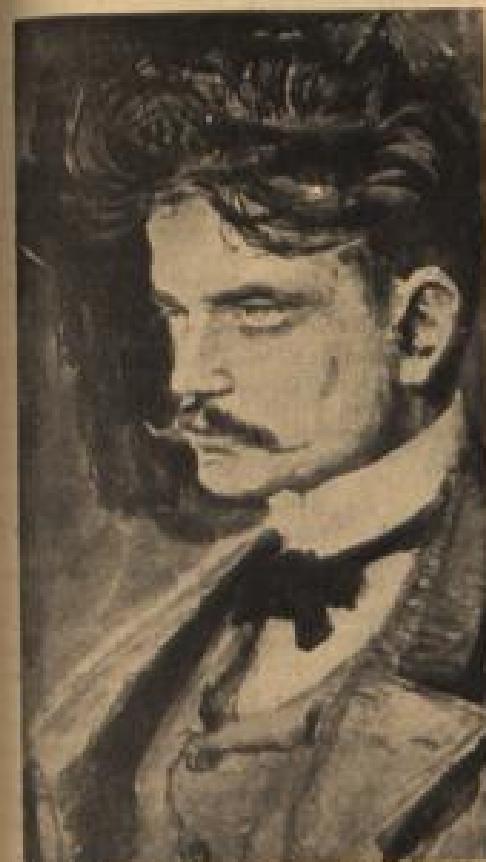
Man denkt dabei etwa an das Maß historischer Kenntnis, das man benötigen müßt, um Dramen von Schiller, Goethe oder Hebbel zu verstehen. Scheinbar versetzen sie uns in ganz fremde Zeiten. Das gilt aber von jedem Geschichtsdrama, nicht nur vom klassischen. Wenn es gut ist, so bringt es in der sog. Exposition alles, was erforderlich ist, um dem inneren Zusammenhang der Handlung zu folgen. Das wirklich klassische Drama will nicht Geschichte lehren, sondern es wendet sich mit seinen Gestalten unmittelbar an unser föhlendes Herz. So fremd das frühere Gewand sein mag, in dem sie auftreten, sind sie in ihrem Tun und Leiden doch Menschen, die unsere Seelenverfassung in der Tiefe ganz verändert sind. Wäre es anders, so käme es überhaupt zu keiner künstlerischen Wirkung, sondern nur zu einem Beschauen von Museumstückchen. Dieses Band der „Menschlichkeit“ verbindet uns sogar noch mit der griechischen Tragödie; nur deshalb ziehen wir sie zum Bereich des Klassischen. Viel fernher liegen uns naturnämmische Werke der hohen japanischen oder indischen Kunst; denn sie sind aus einer andern Religiosität erwachsen als der abendländischen.

Wirklich störend aber wirken vielfach auf uns die starken Antithesen, die die deutschen Klassiker bei der griechisch-römischen Mythologie machen. Da erscheinen Gestalten und Geschichten, über die der einfache Mensch erst

SCHICKSALSKRÄFTE IN DER FINNISCHEN KUNST

von GÜNTHER THAER

Jahrhundertlang war der Boden Finnlands Schauplatz der großen Auseinandersetzungen zwischen Germanen und Slawen, ohne daß die Eigenart dieses Volkes unvergessen wäre. Und wenn schon dieser Beweis völkischer Substanz unsre Aufmerksamkeit auf sich rieben sollte, so ist es mehr noch die Tatsache, daß wir hier eine Kultur von nordischer Ursprünglichkeit und bauerlicher Festigkeit vor uns sehen, wie sie im übrigen Europa kaum noch anzutreffen ist. — Die Ursachen dieser völkischen und kulturellen „Bewahrtheit“ im einzelnen zu untersuchen, fehlt hier an Raum; aber das eine ist sicher: daß wir im Spiegel der finnischen Kunst Sinn und Weg seines werdenden Vol-



Der junge Sybilus. In diesem Porträt bringt A. Gallén-Kallela die Tamerlichkeit des finnischen Menschen zum Ausdruck.

kes finden. Ein Bild, das uns auf Wege führt, die wir selbst heute suchen.

Die finnische Kunst ist jung, gemessen an europäischen Verhältnissen sogar sehr jung, denn soweit es sich um die bildenden Künste handelt, von denen hier die Rede sein soll, gewinnt sie erst in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts eine selbständige Bedeutung. Begründet ist dies dadurch, daß es in diesem armen, kargen Lande an reichen Klöstern und prunkvollen Fürsten fehlte, die ein freischaffendes Künstler hätte Lebensmöglichkeit geben können. So mußte der Anstoß also von anderer Seite kommen. Und er kam — in der Stunde des nationalen Erwachens! Als sich unter dem Druck russischer Fremdherrschaft die Kräfte der Nation zu regen begannen, als Johan W. Snellman die politische Opposition schuf und Elias Lönnrot das große Volksposo „Kalevala“ in seiner ersten Fassung herausbrachte, da brach sich plötzlich der schöpferische Wille des Volkes auch in den bildenden Künsten Bahn. An dieser Wiege aber standen keine reichen Gönner und Mäzene, sondern die nationale Not, und irgendwo ganz fern darüber stand vielleicht als Stern die Schausucht nach nationaler Freiheit.

Wem man den Weg, der hier beginnt, nun zunächst einmal im ganzen überblickt, um unabhängig von zeitlichen Einflüssen die innere Haltung dieser Kunst zu erfassen, also das, was ihren Kern ausmacht, so kommt man zu folgendem Bild: Trotz seiner geographisch abgesonderten Lage hat Finnland etwa seit Mitte vorigen Jahrhunderts ständig Impulse vom mittel-europäischen Kulturbereich empfangen, aber immer wieder beachtet man wie sich durch alle Strömungen und Tendenzen hindurch sein instinktiver, bauerlich starkes Künstlertum den eigenen Weg gebaut hat. Einen Weg, der im Lichtspiel nördlicher Sommer- und Winterzeit durch die heile Überhöheit und melancholische Weite der heimatlichen Natur führt und die Menschen immer wieder zwinge, um die karge Fruchtbarkeit des Bodens zu ringen. Hier liegt Ursprung und Eigenart der finnischen Kunst, die uns unabhängig von Schule und Richtung in den herben, verschlossenen Bauerngestalten und

in der hellen Durchsichtigkeit oder schwermütigen Verträumtheit der Landschaft überhaupt entgegentreten. Und in jener Epoche, in der sich die kontinentale Kunst im Spekulative, rein gedanklich Artistische zu verlieren beginnt, schützt dieser tiefe Wirklichkeitswert des finnischen Künstlers vor dem Abgleiten. Es ist überaus ein charakteristischer Zug für die wurselige Art dieses Künstlers, daß der einzelne sich mit seinem Schaffen nicht schulmäßig einordnet läßt und daß uns nirgendwo geschlossene Gruppen entgegentreten. Dagegen spürt man sehr stark, wie sich jeder nach Mäßgabe seiner künstlerischen Kraft mit den Problemen von Farbe und Form auseinandersetzt. Oft geht seine Entwicklung durch die verschiedensten Schulauffassungen hindurch, bis er dann den eigenen seiner inneren Auseinandersetzung gemäß Ausdruck gefunden hat, der im weiteren Sinne wiederum völkisch ist.

Die erste Berührung mit der deutschen Malerei können wir in den Landschaftsbildern von Werner Holmberg und Fanny Churberg feststellen, die — völlig im Geiste der Düsseldorfer Schule aufgezogen — voll feiner Stimmung und Verhältnis der Farbe sind, aber noch verhältnismäßig wenig von nationaler Eigenart verraten. — Dann kommt die Wendung. Das Interesse der finnischen Kunst richtet sich nach Paris, geht zu Courbet und Cézanne, und nun ist es offensichtlich der stärkere russische Gegensatz gegenüber dem romanischen Temperament, der sie zu innerer Selbständigkeit entwickelt. — Fast gleichzeitig erscheinen die drei ersten großen Meister, die als Antriebskräfte auch den weiteren Weg bestimmen. Es sind: Eero Järnefelt mit seinen innerlich empfundenen Landschaften und den ausdrucksstarken Porträts, die ihn mit in die vorderste Reihe aller großen Porträtmaler stellen. Dann Albert Edelfelt mit seinen Szenen aus dem Bauernleben, der als Künstler vielleicht nicht vom gleichen Rang ist, dafür als erster dem finnischen Künstlertum eine sozial geprägte Stellung im Lande erkämpfte. Und schließlich Akseli Gallén-Kallela, dieser Maler, der aus den tiefen Elbwaldern Kareliens kommt und in

seinem Schaffen die ganze schwermütige Leidenschaftlichkeit des finnischen Menschen offenbart. Als Gestalter mythologischer Stoffe aus dem „Kalevala“ führt er das Volk in die eigene Sagenwelt zurück und er-schließt ihm den Sinn für die unerschöpflichen Werte, die darin ruhen. Zugleich aber findet in ihm, dem Bauernsohn, der „Fari-pour-Fart“-Gedanke, der sich von Paris her auszubreiten beginnt, seinen erbittertesten Gegner.

Dieser gesunde Instinkt bewährt sich auch in der folgenden Generation, die um die Jahrhundertwende mit den Problemen der Farbe und der Freilichtmalerei zu ringen beginnt. Pekka Halonen, der in Paris in den Bonnkreis Gauguins und seiner glühenden Farben gerät, findet in die durchsichtig helle Atmosphäre seiner finnischen Heimat zurück und entföhlt uns den Zauber der Binnenseelandschaft. Helene Schjerbeck aber, die ein pessimistischer Lebenszug mehr an Pissarro als Chavannes bindet, ist stark genug in dieser dunkelkarbenen Stillierung ihrer Figuren gleichfalls den eigenen nordischen Stil zu entwickeln. Und als dritter schließlich wäre Magnus Enckell zu nennen, der unbeirrt durch die neuen Dogmen und Theorien hindurch geht und auf diesem Wege von einer puritanisch strengen Farbe allmählich zu einer wundervoll gereichten und gedämpften Tongebung kommt, die ihren Ursprung nur im wechselnden Lichtspiel über der heimatlichen Landschaft haben kann.

Dann aber beginnt ein neuer Abschnitt in der Entwicklung. Mit Ausbruch des Weltkrieges reißt die Verbindung zur kontinental-europäischen Kunst jäh ab, und zu dieser Isolierung tritt als weiteres und entscheidendes Moment der seelische Druck, der sich über das ganze Volk legt, das nun den Kampf um seine nationale Befreiung vorbereitet. So wird auch der malerische Ausdruck dieser Zeit härter, leidenschaftlicher und düsterer. Wohl nirgendwo anders treten uns die Züge des finnischen Menschen so klar und eindeutig entgegen wie in den Bildern eines Sallinen, Marcus Collin oder in der heilen, lebensvollen Art von Alvar Cawén. Sallinen's Bauerngestalten sind von harter, brutaler Kraft und von einem leiden-



Das „Schwanenpaar“ von Mantynen. Die zweieinhalb Meter hohe Bronzeplastik in Tampere atmet den Geist der finnischen Weite.



Links: „Kullervos Racheschwur“. Bestimmend für Gallén-Kallelas Werk ist die Mythologie des Volksposo „Kalevala“, in der sich das Geheimnis der finnischen Seele und die nationale Not offenbaren

schafflichen Bekenntswillen zu unserer Wahrhaftigkeit erfüllt: seine Landschaften sind schwer und düster, und man fühlt darunter den felsigen Erdboden, auf dem das ganze Volk steht. Marcus Collin wirkt verschösser durch seine farbig weichere Ausfassung, aber der abgründige Humor, mit dem er Menschen und Schicksale erfaßt, hat die gleiche tragische Note. Eine jedoch ist den Malern aus dieser Zeit allen gemeinsam: die Wirklichkeitsnähe und Echtheit der Probleme! Und vielleicht muß man es als eine glückliche Fügung bezeichnen, daß die Auseinandersetzung der finnischen Kunst mit der Idee des Expressionismus gerade in einer Zeit fiel, in der die ganze Nation von starker seelischer Spannung erfüllt war. So wurde die Gefahr eines spekulativen Leerlaufen und einer frustrierten Ästhetik vermieden, wie wir selbst es erleben müßten.

Dieser harten, kämpferischen Generation aber folgt nun eine andere, deren Kindheit schon im Schutze des freien, unverwundbaren Landesflaggen steht. Das Volk ist zur Nation geworden, der seelische Druck ist gewichen und das Leben weitet sich leicht und zu-kunftsreich. Dieser Abgang einer jungen Freiheit ist seit dem Jahre 1918 immer stärker in der finnischen Kunst zu spüren und führt sie in den neuen, gegenwärtigen Entwicklungsabschnitt. An Stelle der schweren, düster verhauenen Farben tritt ein leuchtend frisches Kolorit, und selbst die Maler der älteren Generation werden von dieser Bewegung mitgenommen. Farbige Probleme treten jetzt in den Vordergrund, ohne jedoch zum Programm zu werden, denn immer stehen im Kern des Schaffens Natur und Menschentum. — Unter diesen jüngeren und jungen Talenten, über die zum Teil noch nichts Abschließendes gesagt werden soll, fallen doch durch starke Persönlichkeitserwert Meister wie L. Segerstråle, H. Ericsson oder S. W. Siipola auf. Segerstråle in der herben, großflächigen Komposition seiner allegorischen Bilder, Ericsson durch die farbige Innigkeit der Landschaften, und Siipola, der als Seefotograf oft die Welle mit dem Pinsel vertauscht und uns in Bildern von

fast mystischer Sachlichkeit die Atmosphäre der nordischen Stadt entführt.

Wenn wir jetzt zum Abschluß die Entwicklung der finnischen Plastik nur kurz streifen, so deshalb, weil sie einerseits die gleiche Linie aufweist, andererseits aber merkwürdigerweise an schöpferischen Kräften weniger reich ist. Ein nationaler Stil entwickelt sich eigentlich erst, als der Granit, der finnische Bodenstoff, erschlossen und zur künstlerischen Formung verwandt wird. Unter den Händen von Nylund und Sævelius entstehen die ersten reifen Werke von ganz bodenständiger Art. Dann aber erscheint in der heutigen Generation ziemlich unvermittelt und wie ein Phänomen der Flane Wäinö Aaltonen. Mit ihm erreicht auch die finnische Plastik nahezu sprunghaft eine Höhe und Weitgelung, die sie in die Front größer Bildhauerkunst eingleitet. Und vielleicht erlebt man nirgendwo so stark wie vor seinem kürzlich vollendeten Marmon, relief einer weiblichen Gestalt, die die Jugend krantzt, wie sich finnische Kunst, auf festem nationalem Boden ruhend, zu einem klassisch-nordischen Lebensausdruck zu erhöhen vermag, der völlig zeitlos erschint. Mantynen, der große Tierplastiker, hat die Gestalten des finnischen Urwaldes in den Gesitt gebaut.

So geht, rückblickend gesehen, der Rhythmus dieses Künstlerschafts im Gleichklang mit der Entwicklung der Nation. Es ist ein Herzensschlag in beiden, und mit der Feinheit eines Seismographen reagiert die Kunst auf die seelischen Spannungen und Veränderungen im völkischen Leben. Und wir empfinden, daß dies der einzige Weg ist, den sie geben darf, wenn sie nicht den Lebensanspruch dem Volke gegenüber verlieren will.



Mantynen's „Eichkäfer“ aus schwarzem Granit, dem „Edelstein“ Finnlands

Foto: Deutsches Verlag Archiv

HINTERTÜR ZU KANT

Kants Hinterstüfflicher Nachdruck. Band VI. Gesammelte Schriften, herausgegeben von der Preußischen Akademie der Wissenschaften. (Walter de Gruyter & Co. 525 S., 30 RM.)

Wenn der Hauptweg zu Kant über die Kritik der reinen Vernunft und seine anderen großen Werke führt, dann besteht daneben auch noch ein Seitenweg, eine Hintertür gleichsam, die man jedermann, der nicht allzu herrschaftlich mit eigener feuchter philosophischer Vorbegehung auftreten kann, weit angelegter empfehlen möchte. Diese Hintertür ist die kleine Schrift „Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen.“ Die anmutigste Schrift, die Kant geschrieben hat, und so recht ein Mittel, um einen lebendigen, nicht bloß nachgeredeten Begriff von der Heiligkeit, dem Scharfstan und auch von der schriftstellerischen Eleganz Kants, wenn er eben „nur wollte“, zu erwerben. Mit diesem Büchlein sollte jeder Anfänger die Lektüre Kants beginnen, statt sich ohne gründliche Verkenntnis mit den drei großen Kritiken herumzuschlagen.

Der neue Band in der langsam sich abrundenden großen Kantausgabe der Preußischen Akademie öffnet uns aus dieser Hintertür noch ein wenig weiter. Er enthält an erster Stelle eine lange Reihe aus dem Nachlaß stammender „Bemerkungen“ zu den Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen, in denen sich Kant auf eine die heutigen, ländlichen Kantvorstellungen höchst überraschende Weise als einer unserer ausgezeichnetesten Moralisten und Aphoristiker konstruiert. Er selber hat allen diesen Bemerkungen keinen gesonderten Veröffentlichungswert zugestanden, er hat nur aus ihnen geschöpft, mit ihrer „Mutterlauge“ gearbeitet, als er die Schrift vom Schönen und Erhabenen zusammenstellte. Nachdem die Philosophie und die allgemeine Literatur zwischen aber mehr und mehr Neigung und Geschmack am Aphorismus gewonnen haben und über ihre beste sprachliche Gestalt eine ungelöste Krise der Ansichten hereingebrochen ist, hat es vielleicht doppelter Wert, mitzuzuschreiben, in welchem Umfang und mit welcher Meisterschaft die großen Philosophen der Vergangenheit und besonders der auf Prosa und Trockenheit so empische Kant doch auch schon die uns heute bezaubernden Formen des kurzen zugeschaffenen Gedankens beherrschten haben.

Noch ein anderes kommt hinzu. Kant hat vor Goethe gelebt, in geistiger Hinsicht mehr noch als die Jahren nach und von ihm nicht mitgezählt wie alle Nachlebenden in der Philosophie ebenso wie in der Dichtung und allgemeinen Literatur. Man sieht daher an ihm deutlicher noch als an Lessing, an Klopstock, Herder, Hamann, was Deutschland vor Goethe schon war und wie es auch damals schon eine zentrale Stelle im europäischen Geistesleben eingenommen hat mit Kant und durch Kant natürlich, aber eben doch in der wunderbaren, viel weniger bloß auf den zwei Augen eines Genies ruhenden, beinahe überpersönlichen Gestalt, die wir vielleicht die deutsche Aufklärung nennen können. Kants Weisheit und Wissenschaft erscheint noch weit mehr selbst als die Goethes übertragbar, allgemeingültig, ja sogar erlerbar. Es vermag an die Hand zu nehmen und auf feste, sichere Höhen der Betrachtung zu führen, die nicht morgen durch anderweitige Aneignungen und Lehrlungen ersetzt, verändert oder „überwunden“ werden können. Das gilt von seiner systematischen Philosophie, es gilt aber eben auch von vielen einfachen Einfallen und Aperçus, die er gehabt und gemacht hat und in denen ja ganz anders als etwa bei den Romantikern, bei den französischen Moralisten (oder auch bei Nietzsche) zugleich immer der Griff des Systematikers und sein großer Hintergrund an absoluter Wahrheit spürbar bleibt. Ein paar Beispiele aus eben den „Bemerkungen“ mögen das, so gut es mit Beispielen möglich ist, kennzeichnen:

„Die aufgehende Sonne ist ebenso prächtig als die untergehende, aber der Anblick der erstenen schlägt ins Schöne, der letztere ins Tragische und Erhabene ein. — Die Langeweile ist eine Art von Sehnsucht zu einem idealischen Vergnügen. — Kann wohl etwas verkehrter sein als den Kindern, die kaum in diese Welt treten, gleich von der

andern etwas vorzureden? — Man sei nicht sehr fein, weil dadurch nur kleine Züge bemerkbar werden, die großen werden nur dem einflächigen und großen Auge offensichtlich. — Der natürliche Mensch ist möglicherweise nicht wegen der künftigen Gesundheit (denn er prospiziert nichts), sondern wegen des gegenwärtigen Wohlbefindens. — Das Weib setzt der Ungerechtigkeit Tränen, der Mann Zorn entgegen. — Man muß nicht Handlungen aus Gehorsam gegen einen Menschen tun, die man aus inneren Bewegungsgründen tun könnte, und war Gehorsam fordert, wo innere Bewegungsgründe alles würden getan haben, macht Sklaven.“

Diese wenigen Beispiele könnten ausreichen, um Lust zur Lektüre zu machen, wir wollen aber noch ein Letztes anfügen, um schließlich auch noch die Kühnheit, die man nach galiläischen Mustern heute so gern bei Aphoristikern und Moralisten erwartet, schon beim „guten alten Kant“ vorhanden zu sehen, wenn er z. B. schreibt: „Wenn jetzt eine Frau einen zwanzigjährigen Mann heiratet, so nimmt sie sich einen Laffen. Die Ursache ist unter anderem, weil dieser noch die betrübige Kunst der Weiber nicht hat kennen lernen, besser und angenehmer zu

scheinen als sie sind. Daher macht er einen schlechten Ehemann, weil er immer glaubt, daß er wohl hätte besser wählen können, oder auch weil er wirklich sich vergift und schließlich gewahrt hat. Kennt er dagegen mit mehreren Alter das Geschlecht und sieht den nichtigen Schein, so kehrt er zur Einsicht zurück, wobei er nach der Natur gleich anfangs hätte sein können. Daher geht der Weg zur guten Ehe durch die Liederlichkeit, ein sehr unangenehme Anmerkung vornehmlich weil sie wahr ist.“

Der Band, der von dem durch das „Opus posthumum“ Kants bereits röhentlich verstandenen Herausgeber, Gerhard Lehmann bearbeitet wurde, enthält außer diesen Nachlaßzeichnungen einige andere Ergänzungsschriften Kants wie z. B. die erste Einleitung in die Kritik der Urteilskraft, die Preisesschrift über die Fortschritte der Metaphysik, Vorendenwürfe zur Religionsphilosophie u. a. Er ist ein später Nachleseband, dessen Inhalt auch manche Fachleute kaum kennen werden, die immer zur Vorderseite Kants hineingekommen sind, er könnte auch manch einem, der noch gar nichts von Kant kennt und weiß, die treffliche Einführung sein, eine Einflößung über höhere Treppen, Abstieghöfe und Gartentüren und doch dann mitten hinein ins Wesen eines großen Geistes und großen deutschen Schriftstellers. Jochim Günther

BREVIER AUS DER WELT DES FILMS

Rudolf Oertel: „Filmspiegel.“ Ein Brevier aus der Welt des Films. Mit 235 Tafelbildern und 32 Textzeichnungen. (Wilhelm Fricke Verlag, Wien, 408 S., 7,00 RM.)

„... So ist dieses Buch weder ein Geschichtswerk geworden, noch eine wissenschaftliche Untersuchung, noch ein dramatischer Lehrgang, es ist auch kein technisches Handbuch... Aber es will von allem etwas geben. Es ist eine bunte Plauderei aus der weiten Welt des Films, es ist, wie ich glaube, der erste Versuch, eine Gesamtschau des Phänomens Film zu geben: voll von wechselnden Bildern, abenteuerlich, kaleidoskopartig und bewegt wie der Film selbst, gleichsam ein Film über den Film.“

Das Buch bringt dem auf historische Gründlichkeit eingestellten die Entwicklung „der alten Sehnsucht des Menschen“, sich selbst ein beliebtes Bild der wirklichen Welt der Dinge und der unwirklichen Welt der Träume vorzustauben“, und da Oertel mit den Höhlebildern beginnt und beim internationales Film und Tonfilm endet, so ist ihm dieser Versuch gegückt. Er bringt dem technisch interessierten technische Erklärungen, die auch der Laie versteht: über die chinesischen Schattenspiele, die Laterna magica, das Lebendart, die Fotografie oder das Tonystem. Es bringt dem Filmromantiker die Erziehungen über Hollywood und die Filmarbeit im einzelnen. Es erzählt höchst amüsant und voll Achtung und Anerkennung jund das gerade macht das Buch besonders sympathisch von den Jugendenden des Films, von den ersten Regisseuren, den ersten Filmstars, der Zeit vor dem Weltkrieg, da der italienische und der französische Film noch an der Spitze liegen. Dramatisch geschildert ist der politische Kampf der USA-Filmkonzernen gegen den europäischen, speziell den deutschen Film und die Wendung seit 1933, da der Staat sich des Programms annahm und den Film zu einem Instrument der Volksaufzucht mache. Es nennt Namen, die wir schon fast vergessen hatten, weil sie mit dem Stummfilm dahingingen, und es erweckt Erinnerungen an Erländer odg. an Pionieraten, wie die der ersten Filmstellers, der ersten guten Berg- und Naturfilme, der ersten Wochenschauen.

Oertel berichtet von der Arbeit der Produktionsleiter, der Dramaturgen, der Cutter, und wie die Helfer des Films alle heißen, er umreißt ihre Leistungen vom ersten Aufsuchen einer Idee an bis zum Tage der Premiere. Da der Verfasser selbst Dramaturg einer Filmgesellschaft ist, kennt er diese Arbeit nur zu genau und kann aus seiner Praxis heraus manch lebenswürdig spöttisches Wort, manch wichtigen Hinweis, manche Warnung abrufen, die in ihrer charmanten Unbekümmertheit zugleich lehrreich und erheiternd wirken. Wenn auch der Künstler — dem Autor zum Preisel — fehlt, so wird es mit Beispielen möglich ist, kennzeichnen:

spieler erschlägt, Tatsachen aus ihrer Arbeit, von ihren Rollen und ihrer Kunst.

Ein weitgespanntes Bildmaterial, Fotos und Zeichnungen, Anmerkungen und Quellangaben zu den Bildtafeln und ein ausführliches Literaturverzeichnis geben dem Ganzen noch mehr die Bedeutung eines Buches, das seinen Wert behalten wird.

Charlotte Till

Arzt in Wüste und Steppe

Ernst Gminder: Arzt in Wüste und Steppe. Afrikanische Gedanken und Erfahrungen mit 10 Abbildungen nach Aufnahmen des Verfassers. (Hippokrates-Verlag Marquardt & Cie., Stuttgart 1941, 216 S., 6,25 RM.)

Die Ägypter haben ein Sprichwort, in dem es heißt, daß jeder, der einmal vom Wasser des Nils getrunken hat, nach Ägypten zurückkehren wird. Dieser Spruch aber läßt sich auf jeden Europäer ausdehnen, der einmal afrikanische Erde betreten hat, der dort seinen Wirkungskreis durch mehrere Jahre hindurch mit den ursprünglichen Eigenschaften dieses riesigen Erdteils nur einigermaßen verirrt wurde. Im besonderen Maße gilt dies für den Forstarchäologen, den Naturwissenschaftler, vor allem für den Arzt. Ernst Gminder hat mehrere Jahre in den ehemaligen deutschen Kolonien und in deren besonders modern eingerichteten deutschen Tropenstationen verbracht. Er hat Tiere, Kamerun und schließlich sogar in gefährvoller Zeit vor dem Ausbruch des zweiten Weltkrieges Deutsch-Südost-Afrika besucht. Seine Schreibungen und Erinnerungen sind unlerschlich, aber lebensnah und unmittelbar. Ungezwungen berichtet er von den Eingeborenen der verschiedenen Giebelste, vom Urwald und der Steppe und weiß in jenen Kapiteln seines Buches am stärksten zu fesseln, in denen er von seiner fast täglichen Begegnung mit den schwersten Tropenkrankheiten spricht und stolz darauf hinstellt, daß er ausschließlich deutsche Forschungsergebnisse und Heilmethoden ermöglichten, den lurchartigen Krankheiten erfolgreich zu Leibe zu rücken. Unaufdringlich gewinnt der Leser daraus ein Bild, wie stark und unzweifbar die Leistungen deutscher Kolonialisten noch heute überall nachzuweisen sind. Man wird beim Lesen des Buches sehr nachdenken, aber auch glücklich im Bewußtsein, daß ein Gewaltmandat von Versailles die Spannungen deutscher Kultur und Kolonisation auch in zwei Jahrzehnten nicht zu verwischen vermochte und daß deutsche Menschen, die unter fremder Herrschaft auf dem von ihnen bebauten Boden blieben, Künftiges vorhersehen haben. Es bleibt so das Hauptverständnis Ernst Ginders, durch sein Buch ein Bild von der angebrochenen Schaffenskraft deutscher Kolonialisten gezeichnet zu haben.

Wolfgang Schneditz

IM LICHT FRIEDRICH'S DES GROSSEN

Ernst Puseck: „Alte Ohle, die Geschichte eines Hauses und seiner Bewohner.“ (Steuben-Verlag Paul G. Esser, Berlin, 579 S., 10,80 RM.)

Der Untertitel dieses Buches verrät in seiner Schlichtheit weniger, als das breit hinströmende, in klarer, ausgewogener Sprache geschriebene Werk dem Leser gibt. Zwar trennen sich die Geschehnisse zweier Jahrhunderte in drängender Fülle um die Menschen gleichen Namens, überdecken sie zweimal, um sich dann um Christian Garve, Breslaus berühmten Philosophen, mehr und mehr zu kristallisieren: wie Ernst Puseck das Stammhaus der Familie an der alten Ohle, den „Blauen Hirschen“, mit viertätig schillerndem Leben erfüllt, wie er die Lebenden immer wieder in den segenbringenden Schatten der geliebten Toten stellt, ist seine bedeutende Kunst.

Der Silinger Stamm aus obersächsischem und ostfränkischem Blut hat viele Greaten des Reiches hervorgebracht; Martin Luther, Bach, Händel, Nietzsche und Wagner sind Söhne dieser wahrhaften Rasseansammlung. Aus der dunklen Mystik uralter Blutsbindungen und den leichteren Bindung zu Österreich schöpfen die schlesischen Menschen die beharrliche Kraft und die Unbeirrbarkeit des Glaubens, der ihrem lebendigen Wirken den Sinn gab. Wenn auch vormals im schlesischen Land eine etwas dumpfe Frömmigkeit Menschen und Dinge beherrschte, so klärte sich dies in der kühleren Luft der Reformation, und düstere Mystifikationen häufen sich allmählich auf.

Auch bei den Garves, den tragenden Figuren des Buches, geht man diesen verschütteten Spuren noch hinter einer gewissen Starre hing, sich die Bereitschaft, dem Leben Schach zu bieten. In allen Wirren, in den Zeiten religiöser, politischer und wirtschaftlicher Unruhen, von Kriegen überschattet, zeigten sie von diesem übernommenen Erbteil des Blutes.

Die Verfahren der Garves wurden anfangs des 16. Jahrhunderts infolge der Religionswirren mit vielen anderen deutschen Flüchtlingen nach Lissa in Polen verschlagen. Zahlreiche Söhne sie ihrer Besitz, wurden zu kulturellen Vorposten im fremden Land, doch immer wieder verfolgte sie das Unglück und vernichtete aller Hände Arbeit, zerstörte das bilden Menschenglück und ließ einem fast schon willkommen Tod leichte Beute. „Wenig Lachen, viel Tränen“ beschwert der Grabstein zu Lissa das Leben des Nikolaus Garve, des Vorfahren. Sie lebten, glaubten und starben ohne Furcht. Doch aus der Härte der Schicksalslösung wuchsen die Garve-Kinder, naßvoll vollendete die einen, versagend und trügherthaft die anderen; sie wuchsen auf in dem beginnenden undurchsichtigen politischen Ränkespiel zwischen Habsburg, Polen und Brandenburg, und die Geschichte ihres Lebens verlor sich auf menschlich düsteraler Art mit den mächtigen Ereignissen. Breslau, das unabhängige Stadtgebilde in Schlesien, auf Privilegien pochend, von Habsburg wohltuerlich in seinen vermeintlichen Vorrechten geschont, um den bequemen Nißbau der Transithandelsgeider der Akzise zu erhalten, wurde die zweite Heimat der aus Lissa von den Polen vertriebenen Garvesöhnen.

„Ueberall“ im Lande mehrten sich Unverständ und Verkämpfung, jedes Wachsen der wesentlichen Volksrechte wurde erstickt, bis Friedrich der Große den bequemen Schlesier-Habsburg, möglichst ohne große Aufrüttungen politischer Art im Althergebrachten dahinstürmte. Im raschen Zothie vernichtete. Die versteinerten Kräfte lockerten sich unmerklich, und es bedurfte nur noch des teils erneut, teils gefürchteten brandenburgischen Anwachsens, um das sterbensorische Gemauer eines fast schon zwischenstaatlichen Gehildes wie Schlesien vollends zum Einsatz zu bringen. Inmitten von Tod und Kriegshandstand steht der „Blau Hirsch“, das Garvesche Stammhaus, an der alten Ohle, und unter seinem Giebelbach gibt es allen seinen Obdach, die Familienbindung oder Freundschaft zu einer festen Gemeinschaft zusammenzuhalten. Neun Namen tauchen auf: Neunes,

ohne die das deutsche Kulturerbe jene Zeit nicht zu denken wäre. Philosophen, Gelehrte, Dichter. Sie alle hinterlassen ihre lebendigen Spuren, die Resonanz des Getzes, die dieses Haus zum Mittelpunkt einer ganzen Epoche machte.

Aus den Urhöchhäusern, die immer noch über die deutschen Lande dahingehen, ist Ernst Puseck das einfache Leben der Anna Katharina Garve, überragend und von einer bezaubernden plastischen Deutlichkeit, entfaltet sich diese Frau, in ihren Briefen an die Söhne stehen die schönsten Mutterworte, die man lesen kann. Auch um ihr reiches Leben das Stammhaus der Familie an der alten Ohle, den „Blauen Hirschen“, mit viertätig schillerndem Leben erfüllt, wie er die Lebenden immer wieder in den segenbringenden Schatten der geliebten Toten stellt, ist seine bedeutende Kunst.

Der Silinger Stamm aus obersächsischem und ostfränkischem Blut hat viele Greaten des Reiches hervorgebracht; Martin Luther, Bach, Händel, Nietzsche und Wagner sind Söhne dieser wahrhaften Rasseansammlung. Aus der dunklen Mystik uralter Blutsbindungen und den leichteren Bindung zu

Österreich schöpfen die schlesischen Menschen die beharrliche Kraft und die Unbeirrbarkeit des Glaubens, der ihrem lebendigen Wirken den Sinn gab. Wenn auch vormals im schlesischen Land eine etwas dumpfe Frömmigkeit Menschen und Dinge beherrschte, so klärte sich dies in der kühleren Luft der Reformation, und düstere Mystifikationen häufen sich allmählich auf.

Das Buch ist aber nicht allein die Geschichte eines Hauses und seiner Bewohner, es ist mehr. Es ist die Geschichte der deutschen Menschen in Schlesien schlechthin, die mithilfe des geistigen Umstoffs auf eine glückliche Art zu vollenden, und bereit waren, die Bausteine für das kommende Reich zu schichten.

Das Werk ist aus der gründlichsten Kenntnis der Dinge heraus geschrieben; es verhilft dem Leser auf eine sehr anschauliche Art die vielen kleinen und großen, bekannten und unbekannten Dinge, aus denen die Geschichte eines Landes und einer Nation sich formt, ohne Gefahr zu laufen, allein in nächsten Daten und geschichtlichen Aufzählungen das Lebendige isoliert in den Schatten zu stellen, oder in einer zu epischen Breite sich zu verlieren.

Hans Maria Vogler

KINDER REGIEREN

Bruno Wolfgang: Eva und Helene. (Paul Zsolnay Verlag, Wien, 240 S., 4,00 RM.)

Eine komische Sache, der Vater, schreibt ein Buch über seine beiden Kinder, und diese verfassen selbst das Vorwort dazu, in dem sie sich wundern, daß der Vater sie so wichtig nimmt, daß sie doch Kinder seien wie alle anderen, wahrscheinlich nur er es nur, um die Hermine Pitreberger zu ärgern, ihre Tochterlinie, die sie verpetzte. Und dann beginnt das Buch: „Schauplatte ein kleiner Ort bei Wien.“

Es ist wirklich, wie die Kinder sagen, der Leser wird auch nichts Absonderliches an ihnen finden, nur daß es ihm manchmal zu viel wird wie den guten Eltern und er mit dreinschlagen möchte, wenn aus allzuvielen Temperaturen allzuviel Unfug entsteht, und noch dazu in einem so kargen Haushalt, denn der Papa ist pensioniert und schreibt, aber gänzlich ohne Erfolg. Er eignet sich viel besser zum Spielkameraden als zum Schriftsteller, geschweige denn zum Vater. Und rafft er sich einmal auf und doniert wie Zeus: „Ihr wart eben schlimer,“ so antworten die beiden: „Dafür sind wir doch kleine Kinder.“

Die Einstellung, gegen die sich künstlerisch und psychologisch mancherlei eindringen ließ. Das Talent zum Erklären bleibt dagegen unbestritten. Es ist für Verlage verhältnismäßig nicht leicht, wirkliche Kinderromane zu finden. Gerade dem Zsolnay-Verlag ist das einmal gelungen, es waren die „Spiele am Abgrund“ von der italienischen Dichterin Paola Masino, aber das ist schon sechs Jahre her.

Will Grohmann



**Soennecken
Ordner**
Der gute Hebel-Ordner!

Auf die Marke achten!
„Hebelordner“ und „Aushebeordner“ sind sachliche Bezeichnungen. Tritt der Name Soennecken hinzu, dann bürgt das für eine gute, den Verbraucher immer wieder befriedigende Ausführung. Unter der Marke Soennecken sind eine ganze Reihe verschiedenster Ordner im Handel. Der Name Soennecken wird damit zum Merkmal für gute Ordner überhaupt — gleich welcher technischen Ausführung.

Racke
Edel - Hochadel
Auslese - Kabinettbrand
Weinbrände

Heute selten, aber immer gut!

A. Racke, Weinbrennerei und Likörfabrik, Bingen/Rh. gegründet 1855



DIE FLUCHT

ERZÄHLUNG VON RUTH WESTERMANN

Mehr als ein Jahrzehnt nach dem großen Kriege, da man langsam wieder mit dem Aufbau einer deutschen Seemacht begann, meldete sich unter anderen ein junger Mann zum Kadett, der in jeder Hinsicht vorsichtig schien zum Seemann und Offizier. Mit wenigen weiteren wurde er angenommen und erhielt, nach vollendeter Ausbildung ein Kommando auf einem Schiff.

Diese Aufgabe beglückte ihn in besonderem Maße, denn sie kam wie keine andere seinem Wesen zu entsprechen, der Geist, junges Menschen verwandter Gebung nahm sein und mittenzu fördern, glich ihm das Höchste, was ihm zufallen konnte.

Sein Glück war um so vollkommener, als er kurze Zeit zuvor sich mit einem Mädchen verlobt hatte, das die schönste Ergänzung zu sein schien. Es war so, daß jeder, der dieses Leben nahe kam oder sie auch nur flüchtig ansah, ergriffen war von ihrer lebensvollen Schönheit und der fröhlichen, beherrschenden Kraft, die ihnen eigen war.

Es wurde festgesetzt, daß die Hochzeit nach einer mehrmonatigen Auslandreise des jungen Offiziers stattfinden sollte, und die beiden trennten sich in dem Gefühl ihrer schweren Verbundenheit, ohne den kleinen Abschiedsschmaus unruhiger Herzen.

Um so traurlicher war es allen und zuletzt dem Mädchen selbst, als wenige Tage nach der Ausfahrt — das Schiff war noch kaum aus dem deutschen Gewässer — die Nachricht von einem schweren und ungewöhnlichen Unglück eintraf, das den Verlust des Schiffs und den Tod fast der gesamten Besatzung verursachte. Welt hinaus über den Kreis der Betroffenen stand das Volk erschüttert, mehr noch als je, denn gerade dieses Schiff voll junger, schöner und zuverlässiger Menschen schien so sehr ein Symbol des Lebens selbst, daß man sein Untergang nicht zu erkennen vermochte. Als die Brüder, zunächst einmal entglücklich, die Wahrheit erkennen mußten, gab es für sie seltsamerweise auch nicht mehr die geringste Hoffnung, daß der Geliebte sich vielleicht unter den wenigen Geretteten befinden möchte. Als endlich alle Namen — die der Verlorenen und der Überlebenden — bekannt geworden waren, war sie zwar nicht in einer gehörigen Erwartung enttäuscht, aber ihre stillen Fassungslosigkeit schlug nun plötzlich um in eine wilde und unbeherrschte Angst, vor der die Freunde erschraken, da solches Verhältnis dem Mädchen immer fremd gewesen war. Sie hatte oft mit dem Verlorenen davon gesprochen, und es war ihr auch nach Wesen und Erziehung ein Selbstverständliches, daß sie als Soldatenfrau mehr als eine andere auf vertrautem Fuße zu leben half mit Treue und Tod, und sie hätte den Verlust von Schiff und Mann in der Schlacht so ertragen, wie es ihr gemäß war. Nun aber stand sie vor einem Geschehen, das ihr sinnlos erschien, und dem sie sich mit all ihrer Lebendigkeit widersetzen. Dies war wohl kaum ein anderes, als es die Mutter der Gebliebenen empfanden, aber in dem Mädchen wuchs es übermächtig, denn die Erfüllung ihres Frauendaseins schien von diesem Schicksal zerstört. Sie kannte die See gut genug, um sich immer wieder das Bild der unheimlich und plötzlich sich bilden Wölfe vor Augen zu ziehen, die jene aller Erwartung und Berechnung unangängliche Stütze entstürzt war, die dem Untergang verursacht hatte. Niemals wäre ihr der Gedanke an irgendwelche menschlichen, schuldhaft-unschuldigen Versagen gekommen, denn so tief war sie den übermächtigen, wundervollen und grausamen Kräften der Natur vertraut, um von ihrer Alleinherrschaft zu wissen. Aber dennoch, oder vielleicht gerade weil sie die Kraft einer starken Menschenwelle gegen die der Natur ins Spiel zu werfen hatte, widerstand sie sich jeder Begehung und Überwindung. Sie begann die Welt zu hassen, die sie umgab; die weiten, grünen Ebenen, denen sich der Strom einschmeigte, die Sandflächen und Dünens, die zu ihm gehörten, die wechselnde Unendlichkeit der See und über allem den ewig bewegten Himmel, dessen Wolken ihren Schmerz und ihre Unzufriedenheit auslösten. Der Entschluß, die Heimat zu verlassen und in den Ferne ein armisches Vergessen zu suchen, wurde immer fester in ihr. Sie verschloß sich allem Zuorden, machte einiges Vermögen frei, das ihr zukehrt und verließ Deutschland.

Das Mädchen vermochte nicht zu Schiff seine Wanderung zu beginnen, und auch von den Strömern wandte sie sich, so oft es ging. Zunächst war sie mit den großen Zügen gefahren und hatte die Städte der

sonnen Welt aufgesucht. Aufmerksam sah sie Menschen und Dinge, aber es war, als sei es nicht sie selbst, die hier reiste, sondern ein anderes Wesen, klaren Verstandes und kluger Beobachtung, aber ohne eine eingetragene Seele. Allmählich vermied sie die begangenen Straßen und suchte abseits liegende Städte und Täler. Endlich wurde sie auch der steten Bewegung müde, und da sie zum ersten Male den Wunsch auszurichten, und da ihr Himmel und Landschaft angemessen schienen, beschloß sie, dort zu wohnen. Sie fand bald ein sehr einfaches, kleines Landhaus, das unbewohnt war und ihr für geringes Geld zur Verfügung gestellt wurde. Und da die Reisende ein stiller Gast war, wenig fragte und sagte, so beruhigte man sich bald über die sehr seltene Besuchung einer einsamen fremden Frau. Die notwendigsten Einrichtungsstücke fanden sich noch im Hause, und das Mädchen ging daran, es wohnlich zu machen. Sie eilte damit aber nicht, denn sie ahnte wohl, hier eine lange Zeit haben zu sollen. Das Haus lag vor einer kleinen Stadt auf der Hochfläche, deren starkes Gelb und gedämpftes Oliv, bisweilen durchbrochen von den brennenden Farben unzähliger Blumen, vornehmlich aller Art Rosen, gegen einen Himmel von überwältigend und unverändertem Blau stand. Ohne Ende war der Blick, und darüber merkte sie nicht, daß er sich vor der in vorgehenden Umrisse einer fernen Meeresbucht, so daß — von der Schönheit ungewöhnt — Himmel, Erde und Meer in den Kreis ihrer Augen gespannt waren. Von den freundlichen Menschen des Landes erhielt die Fremde, was sie brauchte: einfaches Gerät aus Ton und Holz, Werkzeug, mit dem sie bald umzugehen lernte, Wolle, um sich Decken und Teppich zu weben. Wein, Früchte und alle Nahrungsmittel. Sie erfuhr, wie man das helle leichte Brot backt, und tat es bald selbst.

Eine sanfte Heiterkeit breitete sich über das Mädchen aus, und es begann auch ohne dringende Notwendigkeit zu den Menschen zu gehen und mit ihnen zu reden. Nach einer Zeit dörfliger Verständigung lernte sie ihre schöne tönende Sprache, und sehr glücklich war sie, als ihr ein kleiner Knabe seine Hüttentöpfchen schenkte und sie es lernte, die einfachen und lebhaften Tonfolgen nachzuspielen, die sie vernahm. Für Stunden vermochte sie nun in dem wilden Garten ihres Hauses zu sitzen, hingebogen an die Lieder des Landes. Und zu den Liedern kamen die Spiele der Kinder. Zuerst sah die Fremde ihnen von fern zu, aber die Spielenden schaute sie in ihrem Kreis, denn Kind und Tu kam sofort heran und verstand zu dem Mädchen. Es kam noch eine Zeit, wo die Kinder sich täglich um sie ammeln und sie selbst neue Spiele und Melodien erliefen und Märchen zu erzählen begann. Aber es war nicht die Märchen ihrer eigenen Kindheit, sondern sie wuchsen ihr zu aus dem neuen Lande.

Widerstrebend hatte das Mädchen auch, da es nicht gut zu vermeiden war, die Verbündung aufgenommen zu den wenigen Deutschen, die zumeist als Kaufleute und Ingenieure in der nahen Hafenstadt arbeiteten und ein Leben von schöner Verbundenheit untereinander führten. So gern die Landleute sie nun feierlich in ihrem Kreis gefügt hätten, sprachen sie doch, daß das Mädchen allein sein müsse, und achteten diesen Willen. Sie kam aus öfter, niemals aber, wenn sie von einer Veranstaltung der Deutschen fürchtete musste, allzu sehr an die Welt erinnernt zu werden, die sie hinter sich geworfen hatte. So gingen einige Jahre hin, niemand sah mehr eine Fremde in dem Mädchen, und sie selbst glaubte so glücklich zu sein wie noch nie zuvor.

Unter den einheimischen Häusern war es vornehmlich das eines Kaufmanns aus angesehentlichem altem Geschlecht, wo das Mädchen aus- und sang. Seine Gemahlin freute sich für ihre jungen Töchter über den Umgang mit der Deutschen, deren heitere und kluge Anmut zu allen sprach. Es ergohte sich, daß der Sohn des Kaufmanns allmählich eine aufrichtige Zuneigung zu dem Gaste empfand und ihr auch gern davon gesprochen hätte. Die beiden jungen Menschen standen gut

IHRE STIMME

Von Helene v. Ledebur

*Seine Einsamkeit ist überwunden,
seit die ferne Stimme zu ihm drang.
Er erschrock bei ihrem dunklen Klang.
Sie begleitet nun zu allen Standen*

*meinen Weg, und kann er sie nicht hören
— weil der Aether sie ihm zuließ bringt —,
er vermag sie irg und beschwirigt
tausendfach sich innig zu beschwören.*

*Aus der Quelle Laut im tiefen Walde,
aus der Wunde Spiel auf Berg und Halde
singt sein Fluss sich ihren Nachhall ein.*

*Sie bewußt des Abends hange Leere,
lockt seines Schweigens starre Schwere,
läßt ihm heiter und gesellig sein.*

lebhaften Vertrauen. Etwas in dem Verhalten des Mädchens riet dem Manne zu doppelter Zartheit und Zurückhaltung, als er sie ohnedies einem Weibe und noch dazu einer Fremden entgegengebracht hätte. Er botte sie des öfteren mit seinem Wagen ab zu weiten Fahrten und zeigte ihr entferntere Gegenenden seiner Heimat; in seiner Begleitung erhöhten sich ihr unermüdliche Herrlichkeiten, sie betrat Klöster, Kirchen und Gärten, die wohl sonst kein fremdes Auge sehen durfte. Seitens einmal suchte der Mann sie auf, um eine Stunde in ihrem Garten zu verbringen, und bei der häuslichen Gesellschaft war er ihr in aufmerksamer und fast ehrfürchtiger Ritterlichkeit benachbart. Trotz alledem hätte eine Frau gerade aus solchen Verhalten den Stand der Dinge erkannt, aber das Mädchen lebte so sehr gleichsam in einem neuen Wegen, daß ihr alles fern blieb, was an die eigene tiefsinnige Seele gerührt hätte. Endlich aber entschloß sich der junge Kaufmann zu einem entscheidenden Gespräch und suchte sie gegen Abend eines schönen und milden Frühherbsttages auf.

Er fand das Mädchen vor dem Hause mitten in der letzten Sonne, in einem Kreis vieler Kinder, mit denen sie sang und spielte. Eine Weile sah er von weitem zu und vernahm mit zärtlicher Empfindlichkeit die Weisen, wie er selbst sie in seiner Kindheit von den Mägden gehabt und mit den Altersgenossen gespielt hatte und die selber nur flüchtig ihm auf den Lippen der kleinen Schwestern begegnet waren.

Als das Mädchen ihn schließlich gewußt, wurde es gegen alle sonstige Gewohnheit verwirrt — mochte sie nun den Erwachsenen bei ihrem kindlichen Tun scheuen oder eine plötzliche Ahnung über sie kommen —, und kürzer als sonst brach sie das Spiel ab und schickte die Kinder heim. Dann lud sie den Gast zum Vorplatz ihres Hauses und suchte die Passung wiederzugeben, indem sie die Wirtin machte, und weißes Brot, hellen roten Wein und tierfeste Trauben auf einer irischen Schüssel herbeiholte und ihm vorsetzte. Sie vermochten nun aber beide kein beginnendes Wort zu finden und griffen still und verlegen nach den Früchten. Dabei geschah es, daß der Mann, ohne es eigentlich zu wollen, ihre Hand berührte und sie nun auch mit festem Entschluß ergriff

und hielt. Indem er ihr wohl ins Antlitz sah, fand er seine Sicherheit wieder und bat sie in einfachen Worten, seine Frau zu werden. Er sprach weniger von seinem Gefühl, das ihr aber stark und gut entgegenströmte, als vielmehr davon, daß sie hier eine Heimat gefunden habe, und daß er dies so recht erkenne, als er sie unter den Kindern gesehen habe. Das Mädchen erschrak bestürzt, als es sonst wohl bei einer noch so unerwarteten Werbung geschehen mag, denn mit einem Male sprang etwas in ihr auf, das bis dahin gleichsam schlafend in ihr verharrt hatte, der Mann hatte ihr innerstes angerührt, und sie spürte, wie sehr es noch unverändert und wund war. Gleichzeitig aber und mit fast noch größerem Entsetzen erkannte sie, wie alles zusammenstürzte, worin sie die letzten Jahre gelebt; sie stand sich selbst gegenüber und sah ohne Täuschung in sich hinein. Noch war eine brüllende Wut in ihr, Träum und Wirkliches standen gegenüber, und sie suchte vor der Erkenntnis zu fliehen, die sie so überkommen hatte. Es gelang ihr aber, sich unter bebrechenden Worten zu verbergen, und der Mann verstand, daß sie Zeit zu ruhiger Überlegung brauchte; er ließ sie allein, ohne auf eine Entscheidung zu drängen.

Die nächsten Tage durchlebte das Mädchen in seifsem Zerrissenheit. Die bittre Klarheit des Vergangenen war ihr ebenso nahe oder fern wie die thäuschende Beruhigung und Beglückung, und war sie stärker gleichsam als eine Zwischenlage dagewesen, so standen sich nun diese beiden gegenüber und suchten Einlaß ineinander. So trieb sie gequält und mit sich ringend dahin, bis ihr eine unerwartete und merkwürdige Hilfe wurde.

Von der deutschen Kolonie wurde sie benachrichtigt, daß ein Hamburger Dampfer, von Ostasien kommend, auf dem Heimreise in den Hafen anlaufe, um Ladung zu nehmen, und daß die Landleute zu einem kleinen Fest an Bord geladen seien. Eigentlich willens und mehr um einer lahmen Entschuldigung auszuweichen, sagte das Mädchen zu und ritt, wie sie gewohnt war, am festgesetzten Abend hinunter, um sich bei Bekannten umzukleiden und mit ihnen auf das Schiff zu gehen. Als sie es nun vor sich sah, gegen einen Himmel von starken und tiefen Farben, die sie in ihr plötzlich ein, daß sie seit Jahren solchen Anblick gemieden hatte und daß dies zu den sonderbaren Überfällen gehörte, die ihr Geschick sich in diesen Tagen mit ihr vorgenommen zu haben schien. Aber das sollte nun wohl so sein, und fast mit verwundert Neugier flog sie sich. Der Abend bekam jenen einzigen Zauber, den der weiß, der auf fremdem Wasser, im fremden Hafen heimlichen Boden spürte, der gewohnte Handlungen geschehen sieht, so selbstverständlich, wie er selbst sie einmal tat, der wieder Deutsch spricht, auch wenn er schon in der fremden Sprache denken gelernt hätte. Das Mädchen gab sich diesem Neuen hin, halb erstaunt und halb gelöst, bis die Ursache und Quelle doch wieder aufscheute und neuerdings auf Entscheidung drängte. Sie erhob sich, einen Gang über Deck zu machen, und der Schiffarzt, welcher ihr Nachbar war, begleitete sie. Obwohl sie gern allein gewesen wäre, mochte sie ihn nicht zurückweisen, und das ruhige und freundliche Gespräch des Abends wurde weitergeführt. Ohne selbst aus sich herausgehen zu müssen, verstand sie dabei, sich erzählen zu lassen und Anteil zu nehmen. Der Arzt hatte von Erlebnissen seiner Reisen berichtet, wie sie eine Tischgesellschaft gern aufnimmt; nun aber mochte die größere Stille ihn auch anfangen lassen von Dingen, die ihn tiefer bewegen, und er sprach von der kommenden Zeit, da er seine Erfahrungen forschend auswerfen wolle. Ob er nicht das schöne und bunte Leben fortsetzen möchte, fragte ihn das Mädchen. Fortsetzen? Ja, dies alles sei wohl schön, und was da vor ihnen liege, die weite und sanfte Buche, umfangen von den strengen Bergen, die nun in einem gewaltigen und kalten Licht lagen, sei wohl das Schönste, was ihm je begegnet sei. Aber freud sei es alles, und unheimlich. Ob sie, die doch lange schon im Lande sei, denn nie gemerkt habe, wie schmerhaft grell hier die Farben und die Gedanken nebeneinanderstünden,

wie es keine Übergänge, nichts Verbindendes, nichts geheimnisvoll Bedeutendes gebe? Ja, eigentlich könnte er es mit einem sagen: es gebe hier doch keine Wolken, und der unveränderbare Himmel sei so unbarmherzig wie erbärmlich, und es sei hier keine wahrtägliche Heimat für die Menschen, die unter einem bewegten Himmel ihre Seele empfangen hätten. Das Mädchen starrte den Mann an, erschrock, daß er die Entzugsurung fortsetzte, und das nach dem Schiff nun die Wolken wieder in das Bild ihres Herzens Eingang erwangen. Aber gleichzeitig war ihr, als ob das Tor zu allem Verstümmelten weiter aufginge, und als ob sie nackt und allein davorstände. Sie sprach nichts mehr, und als bald danach die Musik einsetzte und der Arzt sie zum Tanz führen wollte, war sie unbemerkt und ohne Verabschiedung gegangen.

Zwei Tage später — das Schiff war mit Laden fertig und sollte bei Sonnenaufgang in den Hafen verlassen — erschien das Mädchen in der Unruhe und Geschäftigkeit der Fahrtvorbereitungen. Sie ließ sich eine der wenigen Fahrgastkabinen geben, die der Dampfer führte, und blieb so unbemerkt und selbstverständlich an Bord, wie sie gegangen war an jenem Abend. Was dem Arzt, der auch kaum erstaunt sein konnte, an ihr auffiel, war nur dies: sie hatte damals ein Gewand von bräunlicher Seide getragen, wie er es noch niemals gesehen, und nun trug sie die einfache und gewohnte Kleidung der Frauen zu Hause.

Das Mädchen sah in die aufgehende Sonne zurück nach der hohen Ebene und den Bergen, ihr Gesicht blieb still und versunken, und sie sprach kaum.

Wenige Tage später kam das Schiff in den ersten Herbststurm, der den naheenden Atlantik ahnen ließ. Der Regen schlug zwar noch warm, aber klastisch und dicht herab, und das Mädchen ließ sich überströmen, als sollte alles nun fortgeschoben werden, was noch ungeklärt war. Sie war in sich selbst zurückgekehrt, aber nun hatten Schmerz und Einsamkeit das Wort. Sie wußte, daß sie diesmal nicht mehr flüchten konnte und bis zum Ende durchkosten mußte, was sie damals fortgeschoben hatte. Mit den anderen Menschen auf dem Schiff lebte sie still und freundlich, vertrauter nur dann und wann im Gespräch mit dem Arzt, der zu begreifen begann, wie er seßhaft und ohne zu wollen in ihr Leben eingegriffen hatte. Er erzählte ihr von seinem Heim, von Plänen und Hoffnungen, und insgeheim dachte er auch sie zu befriedendem Aus sprechen zu bringen. Wie sie aber vordem alles möglich gemieden, was ihr von Deutschland sagen konnte, so auch sie es nun, durstig und ohne Ende, und nichts so Geringes war, was sie nicht zu wissen begehrte.

Der Arzt und das Mädchen standen ganz vorn am Bug des Dampfers, der immer weiter in den herbstlichen Nordsee Nebel drang. Seit der Kanal verlassen war, wurde das Gras immer dichter bei wenig Wind und einer langen Dünung. Es war nicht möglich, mehr als nur abneid zu den Küsten der Niederlande hinauszublicken, und die Inseln kamen auf und versankten wie ferne Zugvogelkette. Langsam wurde die Fahrt, je näher sie der Mündung des Flusses kamen, in die sie dann glitten, ohne sie zu wissen. Der Mann war mit allen Gedanken auf festlichem Fluge stromauf, er sah die Tore der Stadt den Nebel durchstoßen, er wollte an den Käjen seine lachende Frau stehen, und über allem war Arbeit und wieder Arbeit, Krankenhaus und Forschungsräum, und ein Jubel ohne Maß. Fast gewaltsam versuchte er fortzudenken davon, denn ihm war, als müsse etwas überströmen von seinem Gefühl auf den Menschen neben ihm und wahr in diesen Seelen, die einsam war und keinen beglückten Bilde entgegenging.

Seit sie die Nordsee unter sich wußte, zwang sich das Mädchen, klar und schmunzelnd an alles zu denken, desseinetwegen sie ausgefahren war. Sie dachte daran, daß der Tote aufgelöst war in den atmenden Flutstrom, der das Schiff und sie selbst drängend hineinströmte in das Land, daß der Hauch seines Seins sich mischte den Unzähligen, deren Spur sie in der Feuchtigkeit der Luft sah, die sich unendlich sanft und stark um sie legte.

Der Mann sah, wie das Antlitz des Mädchens mehr und mehr zu leuchten begann und eine klare Kraft von ihm ausging. Er sah ihre Hände sich ausbreiten, als griffen sie nach einem Wunderbaren, und auf einmal wußte er, daß sie sich entgegenstreckten allen den Händen, die hinter dem Nebel warteten und erfaßt und gefüllt sein wollten.



Beethovens Neunte Sinfonie
auf Electrola-Musikplatten

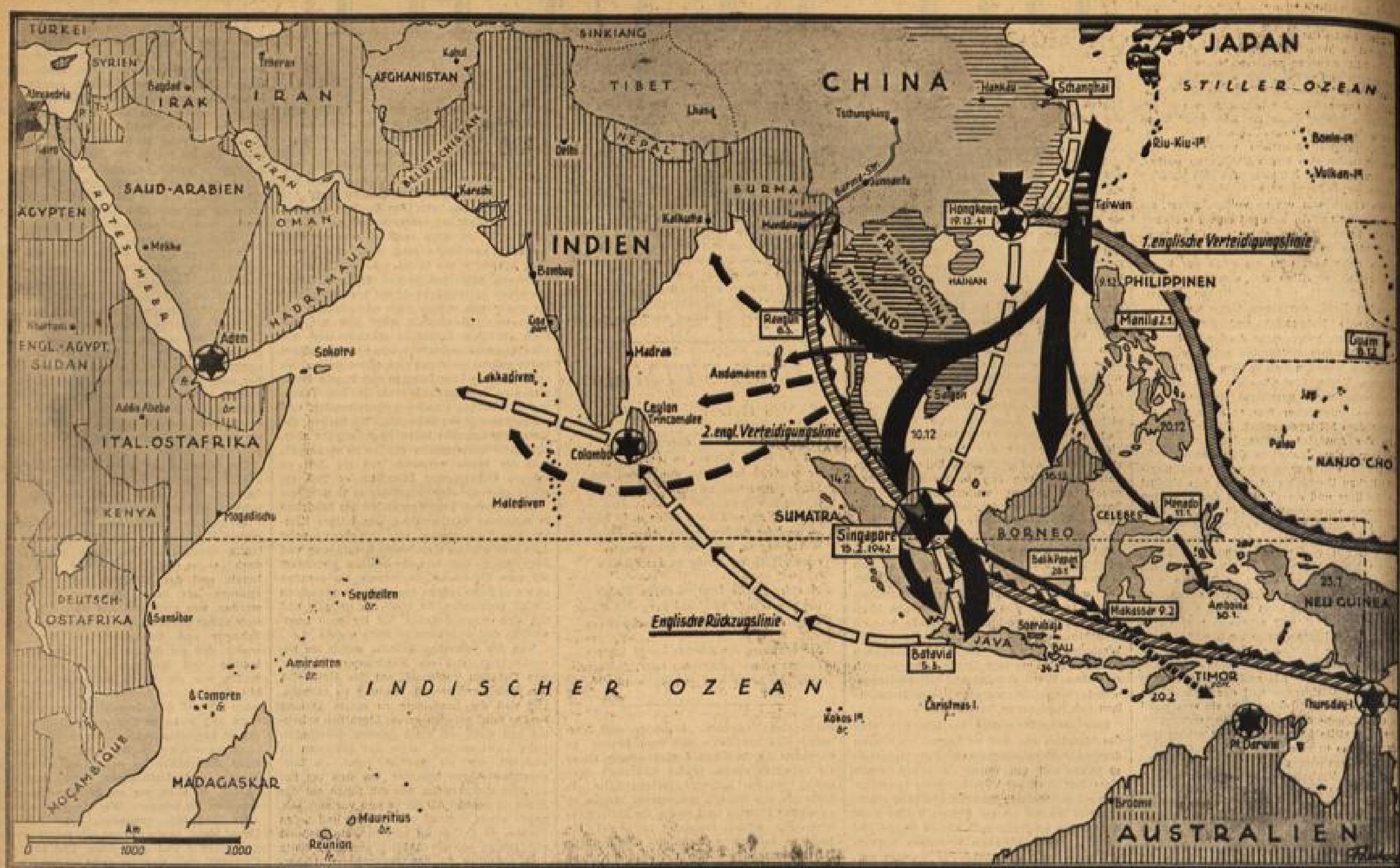
Dirigent Karl Böhm
mit Chor und Orchester der Sächsischen Staatsoper

Solisten: Margarete Teschemacher · Elisabeth Hünen · Torsten Ralf · Josef Herrmann

Jetzt strahlt er wieder

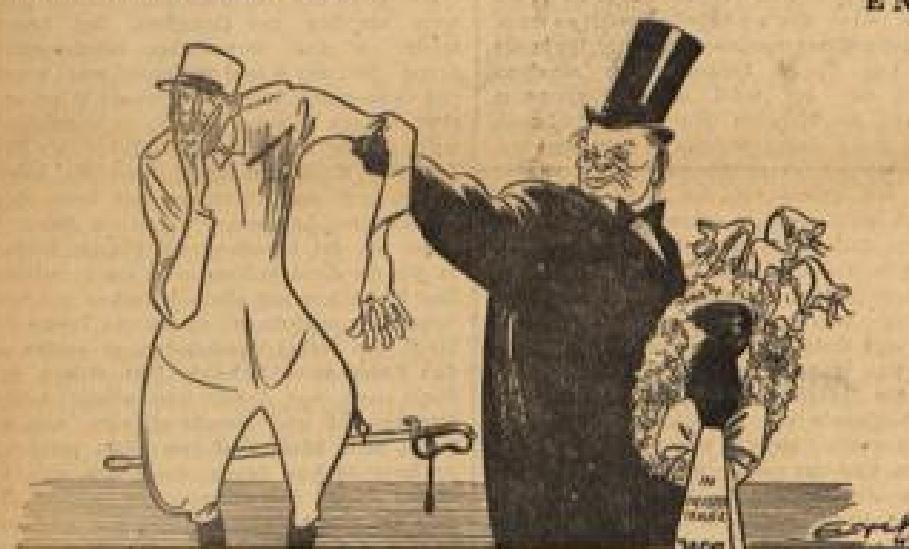
der kleine Schelm, denn er ist erfrischt und wohlaufl durch seinen geliebten DIALON PUDER





U. Winkler: Pfeilgruppe - Radierung verarbeitet

ENGLANDS RUECKZUG AUS OSTASIEN



„Los, de Gaulle —
Sie kommen sonst zu spät in die St.-Pauls-Kathedrale zur Trauerfeier für die armen Opfer von Paris!“

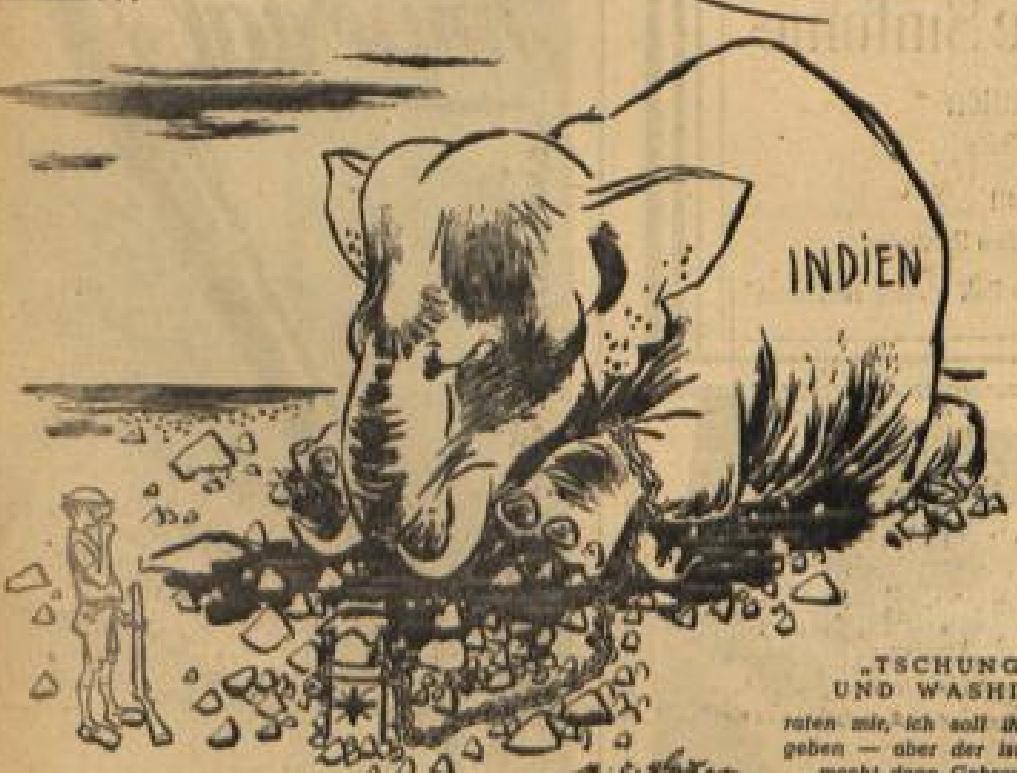
Am Rande der Weltgeschichte



„Und warum machen sich nicht wir auch vorbereitet? Das fragt niemand!“

DAS WAR DER ANFANG

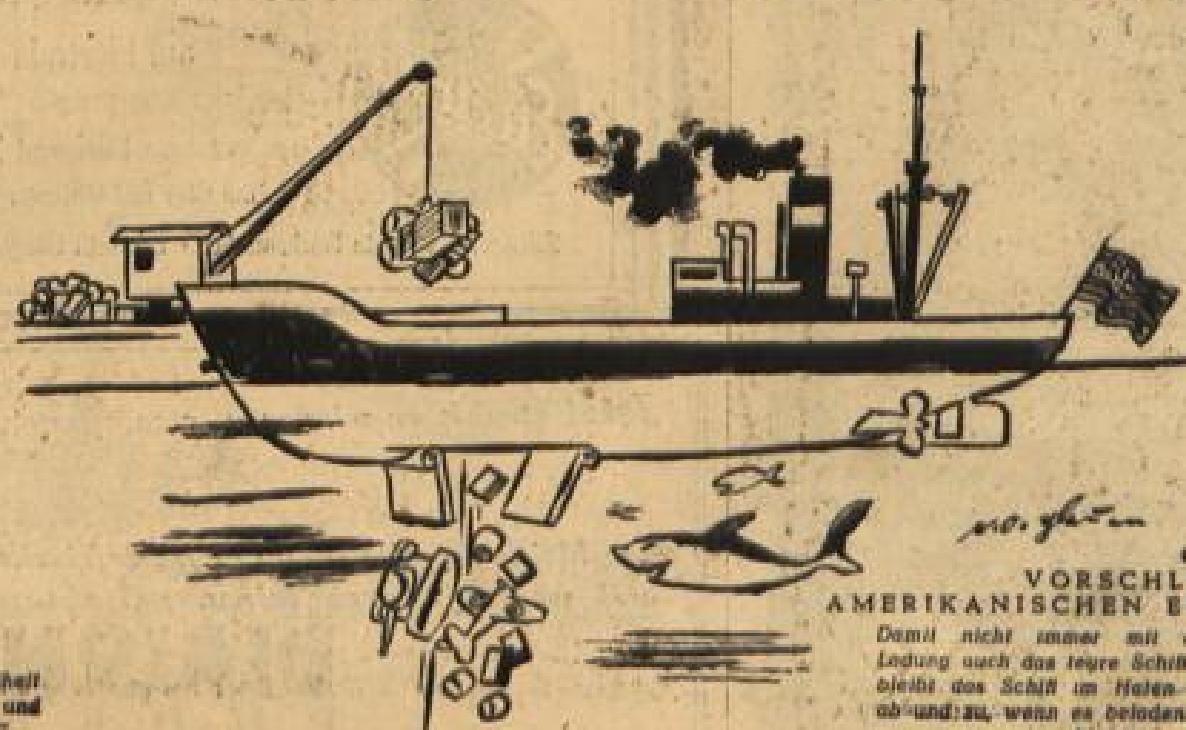
Nikolaus II.: „Georg, Georg — ich glaubte auch Cripps zu haben, doch es war Kerenski!“



„TSCHUNGKING UND WASHINGTON
ratet mir, ich soll ihm die Freiheit geben — aber der ist imstande und möcht dann Gebrauch davon!“



VETERAN IN USA
„Sorgt auch nicht um eure Zukunft. Die USA haben für ihre Veteranen immer noch großzügige Hausecke übrig gehabt!“



GENIALER VORSCHLAG EINES AMERIKANISCHEN ERFINDERS
Damit nicht immer mit der wertvollen Ladung auch das leere Schiff versenkt wird, bleibt das Schiff im Hafen und öffnet auf abwärts, wenn es beladen ist, die Bodenklappen